

sozusagen



Essay

Mit Luhmann unter
die Dusche:
Soziologie des Hostels

Interview

Tobias Werron über
Gleichzeitigkeit in der
globalisierten Welt

Essay

Der Islamische Staat -
wie Ideen Grenzen
verschieben

ZEITEN & RÄUME

Editorial

Liebe Leser*innen¹,

in der neuen SOZusagen-Ausgabe dreht sich alles um Zeiten und Räume. Das klingt nach Physik? Nicht nur – denn auch das Soziale strukturiert sich in und um Zeit und Raum. Genau dieser Aspekt steht im Fokus unserer aktuellen Ausgabe.

Wenn man an Zeit im Zusammenhang mit dem Sozialen denkt, mögen viele bereits im Hinterkopf haben, dass man nie genügend Zeit hat für die Dinge, die man sich ursprünglich vorgenommen hat. Häufig entsteht das Gefühl, von einem Termin zum nächsten zu hetzen. Aber ist es wirklich notwendig, sich dieser Norm zu unterwerfen? Dies hinterfragt einer unserer Autor*innen in einem Essay zur sozialen Beschleunigung und greift dabei auf das Begriffsinstrumentarium von Hartmut Rosa zurück. Vor dem Hintergrund der ständigen Beschäftigung stellt aber auch das Warten ein spannendes soziologisches Phänomen dar. Deshalb hat sich eine andere Autorin die Frage gestellt, wie eigentlich Studierende sich ihre Zeit vertreiben, wenn sie warten.

„Raum“ hat für unsere Autor*innen eine internationale Dimension: Ein Essay beschäftigt sich mit der Situation an der stark überwachten Grenze zwischen Mexiko und den USA. Eine weitere Autorin widmet sich dem Aspekt, wie klein die Welt ist und dass alle Menschen trotz räumlicher Distanzen über wenige Ecken miteinander vernetzt sind. Sozialer Raum, das ist aber auch das, was unmittelbar um uns herum passiert und sich immer wieder neu strukturiert. Inwiefern sich die soziale Ordnung im Falle einer Krisensituation verändert, erläutert eine Autorin am Beispiel eines Zuges, der eine längere unerwartete Fahrtpause einlegt.

Die SOZusagen-Redaktion hat dieses Mal auch wieder eine Umfrage unter den Lehrenden der Bielefelder Fakultät für Soziologie durchgeführt, welche Forschungsfragen sie im Zusammenhang mit Zeit und Raum untersuchen. Außerdem haben wir Tobias Werron, ehemaliger Lehrender an der Fakultät für Soziologie in Bielefeld, zu Zeit, Raum und Gleichzeitigkeit interviewt. Im Autopoesiealbum stellen wir euch Rainer Schützeichel vor. Ein weiteres Interview führten wir mit Jan Heinemann, Student der Geschichts- und Politikwissenschaften in Hannover, der im vergangenen Jahr eine studentische Tagung zum Thema „Zeit-Raum-Identität“ mitveranstaltet hat.

Natürlich gibt es auch schon ein Thema für die nächste Ausgabe. Wir freuen uns auf eure Beiträge und Ideen zu den Aspekten „Kult und Kultur“. Unseren neuen Call for Papers findet ihr auf der Rückseite des Magazins.

An dieser Stelle auch noch einmal der Aufruf: Wer Lust hat, bei der SOZusagen mitzuarbeiten, ist herzlich eingeladen und kann sich gerne bei uns per E-Mail melden: sozusagen-bielefeld@gmx.de. Redaktionelle Vorerfahrungen sind nicht erforderlich. Kommt vorbei, den Rest lernt ihr bei uns.

Und jetzt wünschen wir viel Spaß beim Stöbern in der neuen Ausgabe!

Eure SOZusagen-Redaktion

¹ In der SOZusagen wird es jedem Autor und jeder Autorin selbst überlassen, ob und in welcher Form er oder sie seine oder ihre Sprache gern ändern möchte. Aus diesem Grund werdet ihr auf den folgenden Seiten keine einheitliche Form finden.

Inhalt

Was bewegt sich

- **Neue Räume - neue Zeiten?**
von *Sophia Stockmann*5
- **Mittelverteilungsmodell**5
- **Bildungsinitiative: Was bildet ihr uns ein?**
Gastbeitrag27

Auflockerndes

- **Prahlen mit Zahlen**6
- **Stadt - Land - Frust**
Die soziologische Alternative zum
Stadt - Land - Fluss Spiel33
- **Gesellschaftliche Trendgruppen
über die Zeit - Ein Überblick**
von *Jana Kucharczyk & Johanna Springhorn*.....36
- **Kreuzworträtsel**51
- **Soziale Mobilität in Krisenzeiten**
von *Arne Kramer-Sunderbrink*56

Forschung

- **Lehrendenumfrage**
Forschungsprojekte zu Zeit und Raum an der
Fakultät für Soziologie
von *Katharina Guth & Johanna Springhorn*57

Essays

- **Und was mache ich jetzt so lange?**
Das studentische Problem des Wartens
von *Ann-Kristin Barke*7
- **Ordnung der sozialen Umordnung**
Eine Zugfahrtgeschichte
von *Laura Fiegenbaum*9
- **Party-Tourismus**
Neue Umgebung - Neues Verhalten?
von *Johanna Springhorn*12
- **Wie klein ist die Welt?**
von *Miriam Schütte*18
- **Backpacking**
Von der Selbstfindung On the Road
von *Benjamin Scotti*20
- **Die Dusche**
Überlegungen zur systemtheoretischen
Zeittheorie am Beispiel von Duschen in
Hotelzimmern
von *Henrik Dossdall*24

- **Warum Migration?**
Beispiel Mexiko
von *Reinhard Großmann*28
- **Virtuelle Realität**
von *Philipp Neeb*31
- **Wie man Staatsgrenzen in die Wüste
schickt**
von *Fabian Tischner*37
- **Euromajdan: Raum für Demokratie**
von *Alexandra Reinig*40
- **The Sociology of Logistics**
Spatial Differences Making a Difference for
Sociological Inquiry
von *Jacob Reilley*44
- **Wieder und Wieder Wider dem Zeitgeist**
von *Patrick Kahle*52
- **Die große weite Welt**
Von privaten und nationalen Mythen
von *Raphael Steffen*54
- **Wieder keine Zeit gehabt?**
Ein Essay zur sozialen Beschleunigung
von *Simon Lenhart*60
- **Schnell, schneller, Zukunftsforschung**
von *Jana Holz*63

Interviews

- **Gleichzeitigkeit in der Weltgesellschaft**
Ein Interview mit Tobias Werron
von *Lieselotte Hasselhoff
& Sophia Stockmann*14
- **Studierende sollten sich aktiv in
Forschungsdebatten einmischen**
Ein Interview mit Jan Heinemann
von *Katharina Guth & Johanna Springhorn*47

Autopoesiealbum

- **Rainer Schützeichel**22

Autopoietisches

- **Und wenn wir eines nicht haben,
dann Zeit!**
von *Ivan Logunov*42
- **Poster:**
Kampf um die Deutungshoheit im
öffentlichen Raum
von *Arne Kramer-Sunderbrink*34

Neue Räume – neue Zeiten?

Im Mai letzten Jahres sind die Fakultäten Soziologie und Geschichte, sowie die Mensa aus dem großen Bielefelder Universitätsgebäude in einen Neubau – das sogenannte X-Gebäude – gezogen. Zwar liegt dieses nur wenige Schritte vom Hauptgebäude entfernt. Seit der Gründung der Uni in den 60er Jahren sind aber nun erstmals nicht alle Fakultäten in dem selben großen Gebäude untergebracht.

Der Umzug ist nun schon mehr als ein Jahr her: Die weißen Wände sind nicht mehr ganz so weiß, die ersten Klotüren geben ihren Dienst auf, der penetrante Geruch nach frischem Teppich hat sich verzogen und niemand kommt mehr auf die Idee, sein Besteck bei der Mensarückgabe auf dem Teller liegen zu lassen. Doch vor allem eines fällt auf: Niemand jammert mehr. Niemand beschwert sich mehr über die neue Mensa, keine Flurgespräche mehr über die automatischen Rollläden und Bewegungsmelder in den Büros, und niemand klagt über die feste Bestuhlung in den Seminarräumen. Ganz klar – wir haben uns dran gewöhnt.

Der französische Soziologe Bruno Latour, Vertreter der Akteur-Netzwerk-Theorie, würde diesen Prozess des Sich-Dran-Gewöhnens anders beschreiben. Er meint, dass auch Dinge als sogenannte Aktanten handeln: so handeln zum Beispiel die Eingangstüren zum Hauptgebäude ganz anders als die Schiebetüren am X-Gebäude. Die Türen am Hauptgebäude sind schwer, groß und werden für Nachfolgende aufgehallen. Die Schiebetüren erfordern dagegen, dass man sein Gehtempo an die automatische Bewegung der Türen anpassen muss: durch diese Türen kann man nicht rennen. Um jeden Gegenstand entspinnt sich also eine bestimmte soziale Ordnung, die dadurch mitbestimmt ist, wie

der Gegenstand funktioniert. So bestimmen Gebäude, Räume und deren Architektur mit, wie wir uns in ihnen bewegen. Natur, so Bruno Latour, sei nicht die Vorbedingung der Gesellschaft, und Technik nicht deren Folge. Stattdessen betonen die Vertreter_innen der Theorie netzwerkartige Verbindungen zwischen Gegenständen, Konzepten und (sozialen) Handlungen. Die Universität wird demnach genauso von Gegenständen wie Büchern, Computern, Tischen bestimmt, wie durch Dozierende und Studierende und deren Ideen. Alle zusammen bilden sie ein Netzwerk, das Universität genannt wird.

Der Umzug der Fakultäten in ein neues Gebäude war also nicht nur ein bloßer Raumwechsel – er führte zur Entwicklung eines neuen Akteur-Netzwerks. Wie bei jeder Beziehung zu einem anderen Menschen müssen wir neue Räume, Gegenstände und Technologien erst mal kennenlernen und ihre Eigenheiten verstehen. Wir müssen quasi eine Netzwerk zu der Tür, zur Mensa

und der Bestuhlung aufbauen, gemeinsam mit tausenden anderen Studierenden und Angestellten. Und so dauerte es erst mal ein paar Monate des Jammerns und Meckerns über das neue Gebäude, bis sich neue, jetzt selbstverständliche Netzwerke gebildet hatten.

Trotzdem – oder gerade deswegen – sollten wir darüber nachdenken, was das X-Gebäude mit unserer Art, sich im Gebäude zu bewegen und zu studieren macht. Führen die Sitzreihen in den Seminarräumen zu einer anderen Diskussionskultur? Was macht die Mensa mit unserem Essverhalten? Und wie sehr beeinflussen die automatischen Rollläden das Lernen von Studierenden in der Bibliothek?

SOPHIA STOCKMANN



Johanna Springhorn

Mittelverteilungsmodell

Kurz zum aktuellen Stand des Mittelverteilungsmodells an der Universität Bielefeld:

Im Senat haben sich alle Statusgruppen gegen das Modell ausgesprochen. Das Statement wurde vom Rektor aufgenommen, steht aber gegen das Statement, das der Hochschulrat abgegeben hat. Wie genau die Einführung des Modells jetzt durchgeführt werden soll, dass weiß niemand so genau. Nur eines ist klar, es wird kommen. Allerdings werden zumindest im nächsten Jahr noch keine großen Auswirkungen zu be-

merken sein, da es dann mehr Geld gibt, das verteilt werden kann. So kommt erstmal wohl nicht weniger Geld bei den Fakultäten an. Das Aktionsbündnis MVM sieht das dennoch kritisch: „Irgendwann ist dieses Geld weg und das Modell ist darauf ausgelegt, dass es an einigen Stellen weniger Geld geben wird.“ Wenn ihr auf dem Laufenden bleiben wollt, könnt ihr ab Oktober 2015 wieder auf der Facebook-Seite des Aktionsbündnisses vorbeizuschauen: „Aktionsbündnis Mittelverteilungsmodell“

Prahlens mit Zahlen

Bei Prahlens mit Zahlen dreht sich in dieser Ausgabe alles um das neue X-Gebäude. Und dies aus gutem Grund! Schließlich handelt es sich um die neue Heimat unserer Fakultät und damit vermutlich auch um den neuen Hauptaufenthaltsort der Soziologiestudierenden.

Doch nicht nur die umgezogenen Fakultäten verbringen viel Zeit im X-Gebäude. Durch die Umsiedlung der Mensa strömt mittags auch der Rest der Universität in den **210.000** Kubikmeter¹ fassenden Betonwürfel. Würde man das Gebäude mit Bielefelder Leitungswasser fluten, würde das übrigens etwa **388.500** Euro² kosten. Zu profan? Mit Sekt kostet die Nummer dann schon stolze **1.117.200.000**³ Euro. Damit hätte man dann aber auch gleich **10** neue Gebäude bauen können. Die veranschlagten Baukosten liegen nämlich bei **130.000.000**⁴ Euro. Würde man das Geld für das Leitungswasser aber beispielsweise in neue Mensa vital-Gerichte anlegen, könnte man **1** Jahr oder **260** Tage lang davon essen – und zusätzlich **jeden Tag** seine **433** engsten Freunde zum Essen einladen. Oder etwa **3** Wochen lang jeden Tag die etwa **7.500** Mahlzeiten⁵ zahlen, die täglich ausgegeben werden können. Neben der neuen „vitalen“ Menüoption wird zudem seit der Mensaeröffnung am **21.07.2014** auch ein Menü mit dem Namen Mensa „kulinarisch“ angeboten. Somit stehen nun **5** gegenüber den vorherigen **4** ständigen Mensamenüs zur Auswahl. Gar nicht viel, wenn man bedenkt, dass man sich im Anschluss noch zwischen einem der rund **1.900**⁶ Sitzplätze entscheiden muss.

Wem das immer noch zu einfach ist, der kann sich auch gerne der Aufgabe stellen, in der neuen Bibliothek eines von

640.000 Büchern⁷ auszusuchen. Die nehmen übrigens so viel Platz weg, dass, obwohl die Bibliothek mit rund **6.500** m²⁸ fast doppelt so groß ist wie die Mensa, nur rund **350** Arbeitsplätze⁹ vorhanden sind. Ein paar Plätze mehr bieten zudem die **21** Seminarräume und **8** Hörsäle¹⁰, die in das neue X-Gebäude integriert wurden. Ohne den Ersatzneubau gäbe es übrigens auch keine Modernisierung des Hauptgebäudes. Und diese ist nach über **40** Jahren dringend mal nötig. **6** Bauabschnitte sind dafür vorgesehen, so dass das universitäre Mutterschiff bis **2025**¹¹ wieder ordentlich herausgeputzt sein soll.

Falls jetzt noch Fragen offen sind, schmeißt sie einfach in irgendein Postfach unserer Fakultät. Bei **144** Soziologie-Postfächern im neuen Gebäude stehen die Chancen bei immerhin **0,7%**, dass uns eure Nachricht erreicht.

^{1, 4, 5, 8, 11}http://ekvv.uni-bielefeld.de/blog/uniaktuell/entry/210_000_kubikmeter_raum_f%C3%BCr, zuletzt geprüft: 30.09.2015

²Berechnet auf Grundlage der Angaben der Stadtwerke Bielefeld (<https://www.stadtwerke-bielefeld.de/privatkunden/meine-produkte/trinkwasser.html>), zuletzt geprüft: 30.09.2015

³Berechnet auf Grundlage des Preises einer Flasche Rotkäppchen Halbtrocken (0,75l) (http://www.ideal.de/preisvergleich/OfferOfProduct/917235_half trocken-0-75l-rotkaeppchen.html), zuletzt geprüft: 30.09.2015

^{6, 10}http://ekvv.uni-bielefeld.de/blog/uniaktuell/entry/universitaet%C3%A4t_bielefeld_geb%C3%A4ude_x_feierlich, zuletzt geprüft: 30.09.2015

^{7, 9}H1 Das Magazin der Universität Bielefeld, 2/2014



Johanna Springhorn

UND WAS MACHE ICH JETZT SO LANGE?

Das studentische Problem des Wartens

Vermutlich jeder Studierende kennt das Problem: Die Zeit zwischen zwei Veranstaltungen muss gefüllt und damit erträglich gemacht werden. Manch einer nutzt diese Zeit, um sich mit Freunden und Kommilitonen zu treffen oder andere Dinge zu erledigen. Die Mensa, die Cafete oder den Kiosk besuchen, etwas kopieren oder noch schnell die Unterlagen für das nächste Seminar oder die nächste Vorlesung ausdrucken.

Immer wieder trifft man in den Hörsälen aber auch Studierende an, die kurz nach Ende der vorherigen Vorlesung den Saal betreten und sich einen Platz suchen. Sei es, um sich einen Platz in einer überfüllten Vorlesung zu sichern oder auch ein anderer Grund. Und genau um diese Studenten soll es sich hier drehen.

Dieser Essay beruht auf den Ergebnissen einer kleinen Studie, die in Gruppenarbeit in einem Seminar angefertigt wurde und sich genau mit diesem Phänomen des Wartens im alltagssoziologischen Sinn beschäftigt. Gibt es Regelfälle, die immer wieder auftauchen? Gemeinsamkeiten und Unterschiede, die auch studiengangübergreifend sind? Zu diesem Zweck führten wir mehrere teilnehmende Beobachtungen durch, um eben dieses Verhalten zu untersuchen. Diese Kurzfassung der Arbeit soll jetzt noch einmal die aufgetretenen Regelfälle, aufgreifen und kurz darstellen.

Was bedeutet Warten?

Der Begriff des Wartens, welcher in der Arbeit verwendet wurde und so auch hier verwendet werden soll, wurde durch Rainer Paris geprägt, welcher mit seiner Untersuchung „Warten auf Amtsfloren“ einen ähnlichen Ansatz vertrat, wie wir es taten. Paris beschreibt Warten vor allem deswegen als eine Belastung, weil nichts bis wenig geschehe und eine fehlende Ablenkung es deshalb zu etwas Unerträglichem werden ließe (vgl.: Paris 2001 S.706). Und so sieht er es als die Aufgaben eines jeden, sich „Anlässe und Fixpunkte zu schaffen, die seine Wahrnehmung strukturieren und die Langeweile vertreiben“ (ebd.: S.706), auch wenn die Wartezeit damit nur subjektiv verkürzt werden würde. Warten wird also vor allem ökonomisch zu einem relevanten Thema. Denn Zeit soll möglichst effektiv genutzt werden, was beim einfachen Warten schwer fällt. Wie kann man also diese nicht effizient, passiv verstreichende Zeit, in etwas Effektives und Effizientes umwandeln? Nach Paris eben

Zeit soll möglichst effektiv genutzt werden, was beim einfachen Warten schwer fällt

durch das Suchen von Ablenkung. Aber wie genau sieht diese Ablenkung aus? Wie sind die Strategien von Studierenden, wenn es darum geht, die Zeit des Wartens auf das nächste Seminar oder die nächste Vorlesung zu füllen. Ist es wirklich nur ein Ablenken oder kann man Strukturen erkennen, die zeigen, dass diese Zeit in einem ökonomischen Sinne sinnvoll und effizient genutzt wird?

Unsere Hypothese lautete, dass man, wenn man allein auf den Beginn einer Veranstaltung wartet, versucht, mit unterschiedlichen Strategien möglichst beschäftigt zu erscheinen.

Wie warten Studierende?

Bei unseren Beobachtungen konnten wir unter den unzähligen Strategien, vier besonders häufig finden.

1. Isolation suchen

Diese Strategie haben wir als eine der wichtigsten eingestuft, welche fast immer befolgt wurde, wenn ein Student allein eine Veranstaltung vor Beginn betrat. Sie ist auch eine der Wichtigsten bezüglich dieses Essays, da diese erst den Grundstein für die Hypothese des allein Wartens bildet. Es wird angestrebt, einen möglichst isolierten Platz zu finden, welcher einen gewissen Abstand zu anderen Kommilitonen bildet, wenn nicht sogar einen größtmöglichen, um sich tunlichst abzugrenzen und somit potentielle Störenfriede fern zu halten. Sich direkt zu einem Kommilitonen zu setzen wird dabei nur als legitim betrachtet, wenn man diesen (gut) kennt und auch ein Gespräch mit eben diesem führen will.

Eine ähnliche Strategie beschreibt auch Nina Weber in ihrem Artikel „Der geheime Verhaltenskodex in Bus und Bahn“ (Weber 2012), in dem sie eine Studie vorstellt, welche Strategien von Busreisende in den USA an den Tag legt, wenn diese sich isolieren wollen. Hier ist der Zeitvertreib zwar eher nachrangig, aber diese Isolation bildet eine wichtige Grundlage für die anderen Strategien und wird in diesem Artikel gut dargestellt, wodurch auch einige Parallelen zu unserem Fall zu finden sind.

2. Essen und Trinken

Das Verzehren von Speisen und Getränken war eines der häufigsten Phänomene, die wir beobachten konnten. Das mag zum einen daran liegen, dass unsere Beobachtungen größtenteils um die Mittagszeit stattfanden, aber trotzdem

wurde sie von den meisten Wartenden praktiziert und zumindest das Trinken fand sich auch beim Warten zu späterer Stunde wieder.

3. Smartphone, Tablet, Laptop

Smartphones und inzwischen vermutlich auch das Tablet sind die am häufigsten vorkommende und ausgiebig genutzte Ablenkung und Überbrückung von Wartezeit. Es befindet sich sowieso immer in der Tasche und dank ständiger Internetverbindung kann es perfekt zur Ablenkung genutzt werden. Entweder für die Kommunikation mit anderen, Spielen oder aller sonst erdenklicher Nutzung von Apps. Das Smartphone und das Tablet sind wohl als Wartezeitüberbrückung inzwischen fast ungeschlagen, da ihre Verbreitung, Verfügbarkeit und Nutzbarkeit unter den Studierenden fast ausnahmslos gegeben ist. Aber auch der Laptop ist immer noch häufig als Überbrückungsstrategie anzutreffen, nur dass er sich in einer Kleinigkeit unterscheidet: Während Smartphones und Tablets häufig für Spiele und Kommunikation genutzt werden, wird der Laptop eher für „sinnvolle“ Tätigkeiten genutzt: das Arbeiten an Hausarbeiten, Präsentationen, Essays und Co., sprich für lernrelevante Tätigkeiten. Hier zeigte sich allerdings auch ein Unterschied zwischen den Studiengängen, denn in technischen Studiengängen waren mehr Laptops anzutreffen als in anders geprägten Veranstaltungen. Doch auch in den technischen Studiengängen wurde der Laptop meist zu Arbeits- und Studienzwecken genutzt.

4. Aufräumen

Was darüber hinaus sehr auffällig war und die Vermutung verstärkte, dass man versucht sich möglichst zu beschäftigen, waren diejenigen Personen, die keine Möglichkeit hatten, sich mit technischen Dingen, Essen und Trinken oder ähnlichem abzulenken. Hier konnte man sehr stark beobachten, wie fast schon krampfhaft versucht wurde, eine Beschäftigung zu finden. Die häufigste Beschäftigung war in diesen Fällen Aufräumen. Es wurde alles durchforstet und ausgemistet: von der Federmappe, der Tasche, bis zur Handtasche, nichts war vor diesen Studenten sicher. Durch andere Kommilitonen und durch Interviews, die ebenfalls im Rahmen der Studie geführt wurden, kam dabei noch ein weiteres „Aufräumen“ zu Tage und zwar das „Aufräumen“ des Kalenders. Viele gaben an, dass sie in solchen Situationen ihre Kalender auf den neuesten Stand bringen würden, was wohl auch eine Art des Aufräumens, aber ganz bestimmt eine Art des Beschäftigens ist, welche sehr häufig anzutreffen war.

Fazit

Bleibt zum Abschluss noch die Frage: Was hat uns diese Studie gezeigt? Kurzum hat sie uns bestätigt, dass das Warten durchaus ein Gegenstand der Soziologie ist. Dass es Regelfälle gibt, wie sich Studierende beschäftigen und es sich

nicht nur um ein wahlloses Beschäftigen handelt. Es gibt bestimmte Muster und Verhaltensweisen, die allen, oder zumindest vielen Studierenden, gemein sind. Aber sie alle haben eine Regelmäßigkeit: möglichst beschäftigt sein und habe ich einmal keine Beschäftigung, dann soll es wenigstens so aussehen, als hätte ich eine. Auch wenn es nur das aufräumen der Tasche oder des Kalenders ist. Beschäftigung ist also nicht nur Zeit überbrücken, sondern auch eine Art der Kommunikation, ähnlich wie es Nina Weber (2012) darstellt. Bin ich beschäftigt, kommuniziere ich damit gleichzeitig: Ich will nicht mit dir reden, denn ich habe ja etwas zu tun. Nichts zu tun, also nicht beschäftigt zu sein, könne also als eine Einladung zu einem Gespräch missverstanden werden. Es reicht nicht, sich nur durch seine Platzwahl zu isolieren, sondern man muss dieses auch weiterhin durch Beschäftigung tun und die Isolation damit aufrechterhalten, um es auch nonverbal zu kommunizieren.

Das Ziel ist es, möglichst beschäftigt zu sein und habe ich einmal keine Beschäftigung, dann soll es wenigstens so aussehen. Bin ich beschäftigt, kommuniziere ich damit gleichzeitig: Ich will nicht mit dir reden, denn ich habe ja etwas zu tun.

Diese Studie zeigt außerdem, dass wir Studierenden nicht nur studieren und die Gesellschaft beobachten, sondern

durchaus auch selbst sehr gut als Forschungsobjekte herhalten können und doch ein sehr ergiebiges Feld ergeben.

Warten ist vermutlich eines der alltäglichsten Dinge, mit denen sich ein Mensch jeden Tag aufs Neue beschäftigt und dies oftmals nur, indem er wartet und nicht indem er erforscht oder auch nur darüber nachdenkt, wie gewartet wird. Und genau das ist es, was dieses Thema und allgemein die Alltagssoziologie so spannend machen.

Vielleicht zeigt diese Studie auch, wie wertvoll Zeit ist und in welcher Gesellschaft wir leben. Es scheint eine Norm geworden zu sein, dass Zeit genutzt werden muss und nicht einfach verstrichen werden lassen kann, um sich beispielsweise mit sich selbst zu beschäftigen. In den Interviews der Studie gab eine Kommilitonin an, dass sie diese Wartezeit manchmal auch nutze, um „nachzudenken“ und es fiel auf, wie ungewohnt diese Antwort war, weil keiner der Beobachteten den Anschein machte, die Zeit für so etwas zu nutzen. Und auch für sie selbst schien es eine ungewohnte Antwort zu sein, weil sie sie mit einem verlegenen Lachen gab. Kann es also sein, dass dieses möglichst effiziente Nutzen von Zeit zu einer Entfremdung von uns Selbst führt? Auf diese Frage kann diese Studie leider keine Antwort geben, auch wenn sie zu dieser Frage angeregt hat.

ANN-KRISTIN BARKE

Literatur:

Paris, Rainer 2001. Warten auf Amtsfloren. *Kölner Zeitschrift für Soziologie* 53 (4), 705-733

Weber, Nina 2012. *Soziologie; Der geheime Verhaltenskodex in Bus und Bahn. Spiegel Online* <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/soziologin-erforscht-sozialverhalten-bei-busreisen-in-den-usa-a-847737.html> (Stand 27.8.2014)

ORDNUNG DER SOZIALEN UMORDNUNG

Eine Zugfahrtgeschichte

„Ist der Platz noch frei?“ frage ich und bin froh, als der andere Fahrgast nickt. Ich verstaue meine Reisetasche unter dem Sitz und ziehe meine Jacke aus, möglichst ohne meinen Sitznachbarn zu berühren. Obwohl sich noch einige weitere Passagiere im Abteil befinden, ist es sehr ruhig im Zug. Ich greife nach einem Stift und einem Text, den ich für die kommende Uni-Woche vorbereiten muss. Es ist Sonntagabend und draußen ist es stockdunkel. Wir halten am nächsten Bahnhof. Fahrgäste steigen aus, andere ein.

Plötzlich klickt der Lautsprecher. „Dieser Zug wird um einige Minuten verspätet weiterfahren.“ Ein Stöhnen geht durch das Bahnabteil, Fahrkarten werden gezückt und es wird auf die Uhr geschaut. Zwei Frauen müssen nach Berlin und stellen fest, dass sie ihren Anschlusszug vielleicht nicht mehr erreichen werden. Nach ein paar Minuten klickt es wieder: „Aufgrund von technischen Störungen verzögert sich die Weiterfahrt auf unbestimmte Zeit.“ Innerlich seufze ich, denn auf dieser Bahnstrecke gibt es nur eine Verbindung. Meinen Anschlusszug kann ich vergessen. Doch ehe ich mich versee, steht nahezu gleichzeitig das halbe Abteil auf und verlässt den Zug. Die Passagiere treten nacheinander auf das Bahngleis und ziehen ihre Zigarettenschachteln hervor. Nach einigen Zügen an ihren Zigarettenscheiteln beginnen die Leute, sich über ihre Reiserouten auszutauschen. Eine weitere Passagierin fährt auch in Richtung Berlin und nennt alternative Reisemöglichkeiten. Man bietet sich gegenseitig Feuer an und wechselt sich ab, den Türknopf zu drücken. Es besteht wohl die Befürchtung, der Zug könnte ohne die ausgestiegenen Fahrgäste plötzlich losfahren. Bei einem Passagier ist der Akku leer und er fragt, ob er sich ein Handy ausleihen dürfe. Manche überlegen, mit dem Taxi weiterzufahren, verwerfen ihre Idee jedoch wieder, als sie hören, wie lange die Autofahrt dauern würde. Die Gespräche wirken nach und nach privater, beinahe vertraulich. Die gestressten Gesichter werden mit den

Warteminuten entspannter und der ein oder andere fängt sogar an, zu lächeln. Vermutlich eher aus Hilflosigkeit als aus Freude. Wie war das möglich? Diese Situation kam mir derart skurril vor, dass ich im Nachhinein immer wieder daran denken musste. Wie kamen die Passagiere alle auf die gleiche Idee, den Zug zu verlassen? Warum sprachen die Menschen auf einmal miteinander, obwohl sie sich vorher gegenseitig angeschwiegen hatten? Hätte man nicht erwartet, dass die Fahrgäste wütend werden? Was hatte sich verändert?

Zunächst stellt sich die Frage, wie normalerweise eine Zugfahrt abläuft. Welche Regeln herrschen bei einer Zugfahrt vor? Ein Zug ist zwar ein öffentlicher Raum, aber kein offener Raum. Schließen sich die Türen, so verschließt sich auch die Möglichkeit, ihn wieder verlassen zu können. Die

Raumausstattung des Zuges bildet einen Handlungsrahmen, in dem sich der Fahrgast orientieren muss. Der Raum wird in erster Linie durch die Anordnung der Sitzmöglichkeiten bestimmt und stellt dementsprechend die erste Aufgabe für den eingetretenen Fahrgast dar: Wie muss ich mich im Zug positionieren? Für diese Frage gibt es ungeschriebene Regeln. In einem recht leeren Zug ist es nicht nur üblich, eine Bank für sich alleine zu beanspruchen, sondern wird sogar

erwartet. Der Fall, dass man sich neben jemand anderen setzt, obwohl genügend freie Plätze vorhanden wären, würde als abweichendes Verhalten interpretiert und z.B. durch strafende Blicke sanktioniert. Im Vierer setzt sich beispielsweise der erste Fahrgast meist in Fahrtrichtung, an das Fenster. Hinzukommende Fahrgäste setzen sich dann gewöhnlich schräg gegenüber an den Gang. Die „Distanzmaximierung“ (Hirschauer 1999, S. 230) zu anderen Fahrgästen ist eines der wichtigsten Prinzipien der sozialen Ordnung einer Zugfahrt. Das Gegenübersitzen wird meist als unangenehm empfunden, da die dadurch entstandene Gegenüberstellung eine wechselseitige Kenntnissnahme und den Beginn eines

Eine skurrile Situation: Wie kamen die Passagiere alle auf die gleiche Idee, den Zug zu verlassen? Warum sprachen die Menschen auf einmal miteinander, obwohl sie sich vorher gegenseitig angeschwiegen hatten?

Gespräch fordert. So lautet nach Nassehi (2010, S. 48) die zweite Regel, explizite Kommunikation zu vermeiden. Ein sich zunehmend füllender Zug, die immer dichtere räumliche Nähe, erhöht die Problematik der Kontaktvermeidung und führt zum Verstoß gegen das „Schweigegebot“ (Hirschauer 1999, S. 234). Man fragt höflich: „Ist der Platz noch frei?“ Die Reaktion der Fahrgäste ist meist sehr knapp oder beläuft sich auf ein kurzes Nicken. Diese Reaktion macht deutlich: Ich bin damit einverstanden, dass du neben mir sitzt, aber ich möchte kein Gespräch anfangen, sondern in Ruhe gelassen werden. Die Einmischung in ein Gespräch fremder Personen würde als „Störung, Einmischung, vielleicht als Affront gewertet“, so stellt Nassehi (2010, S. 51) bei seinen Beobachtungen fest. Es wird also ein stillschweigendes Abkommen zwischen sich unbekanntem Passagieren getroffen. Nach Watzlawick (2011) kann man nicht nicht kommunizieren. Gerade die Absprache, vorzugeben, den anderen nicht zu bemerken, ist ein kommunikatives Verhalten. Und genau dadurch entsteht ein Paradoxon. Gerade das Nichtbeachten eines Anderen setzt voraus, dessen Anwesenheit zu registrieren und das eigene soziale Verhalten derart auszurichten, den anderen nicht zu stören.

Dem Fahrgast stellt sich somit eine dritte Frage: Wie beschäftige ich mich im Zug, sodass sich kein anderer Passagier gestört fühlt? Eine der beliebtesten Möglichkeiten, ist der „Panoramablick“ (Schivelbusch 1977) aus dem Fenster. Dieses ist so groß, dass zwei Menschen über unterschiedliche „Blickkorridore“ (Hirschauer 1999, S. 232) hinaus schauen können, ohne dass diese sich kreuzen. Ist es draußen dunkel, so erlischt das Alibi. Zum einen, weil draußen offensichtlich nichts mehr zu erkennen ist, zum anderen, weil die Spiegelung die Wahrscheinlichkeit von Blickkontakten erhöht. Stattdessen kann man dann zum Beispiel Zeitung- oder Buchlesen. Die Zeitung wirkt durch ihre Größe und das durch das Blättern erzeugte Rascheln jedoch problematisch. Die Bedienung digitaler Geräte wie Smartphone oder Laptop ist eine Alternative, wobei der Laptop durch das hörbare Tippen störend sein kann. Auch beim Musikhören sollte die Lautstärke reguliert sein, so weisen oftmals Informationssticker der Bahn darauf hin. Eine weitere Möglichkeit wäre das Schließen der Augen, also das Vor-sich-hin-Dösen. Hier ergibt sich jedoch die Problematik, das soziale Umfeld nicht mehr beobachten zu können. Schutzlos bietet man sich den Blicken anderer an.

Zusammengefasst lässt sich das Rollenprofil eines Fahrgastes mit den Regeln der Distanzwahrung, der Meidung von Blickkontakten und expliziter Kommunikation sowie des unauffälligen Verhaltens beschreiben. Diese Darstellung beschränkt sich auf Passagiere, die einzeln unterwegs sind. Wenn Gruppen wie z.B. eine Schulklasse, Fans eines Fußballvereins oder Junggesellenabschiede mit einem Zug reisen, so verändern sich auch die Verhaltensweisen der Fahrgäste. Dies wäre jedoch ein anderes Phänomen.

Wir waren nicht mehr irgendwelche Passagiere, die sich an die Regeln der sozialen Ordnung hielten, sondern einer Art „Schicksalsgemeinschaft“.

Zurück zu der Beobachtung. Was hatte sich nun verändert? Erstens: Die Fahrgäste wechselten ihre Positionen. Da der Zug an einem Bahnhof hielt und die Türen sich wieder öffnen ließen, handelte es sich nun um einen offenen Raum, der wieder verlassen werden konnte. Zweitens: Bereits während der Lautsprecheransage richteten sich die Blicke auf. Anschließend wandte man den Blick entweder auf das Smartphone oder man hörte aufmerksam den Gesprächen anderer Passagiere zu. Es entstand Ungewissheit und die Routine, vor allem die der Pendler, wurde unterbrochen. Da kein Schaffner den Zug begleitete, war man auf das Wissen anderer angewiesen. Selbstorganisation war gefragt. Drittens: Das Abkommen des nicht expliziten Kommunizierens wurde daher aufgehoben.

Das gemeinsame Kontextwissen, die Verspätung des Zuges, vereinfachte den Beginn eines Gespräches. Die Frage nach den Reisezielen ergab sich offensichtlich. Vielleicht hatten andere dieselbe Strecke noch vor sich liegen. Als Verbündete erhoffte man sich einen Informationsvorteil, wie beispielsweise gemeinsam nach Lösungen für alternative Reisemöglichkeiten zu suchen. Man musste auch nicht ausführlich erklären, warum man sich ein Handy ausleihen wollte. Ein leerer Akku oder das aufgebrauchte Guthaben ist schließlich das Klischee in einer solchen Situation. Viertens: Das Gebot des unauffälligen Verhaltens wurde augenscheinlich verletzt. Angefangen bei der Unruhe nach den Lautsprecherdurchsagen sowie dem zeitgleichen Aufstehen der Passagiere, die den Zug verließen, bis hin zu den lautstarken Gesprächen inner- und außerhalb des Zuges. So scheinen alle Regeln, die das Rollenprofil eines Fahrgastes bestimmen, gebrochen worden zu sein.

Warum hatte sich überhaupt etwas geändert? Wir waren doch noch im selben Zug zur selben Zeit mit denselben Menschen zusammen. Eines hat sich jedoch eindeutig verändert: Die Situation bzw. der Kontext. Wir waren nicht mehr irgendwelche Passagiere, die sich an die Regeln der sozialen Ordnung hielten, sondern eine Art „Schicksalsgemeinschaft“ (Hirschauer 1999, S. 238). Das gemeinsame Schicksal – und auch der gemeinsame Zigarettenkonsum – stiftete Solidarität unter den Fahrgästen. Man könnte die Situation auch als „Krise“ begreifen. Eine Krise in dem Sinne, sich entscheiden zu müssen: Steige ich wieder aus oder bleibe ich? Bei der Abwägung verschiedener Handlungsmöglichkeiten während der Wartezeit tritt die explizite Kommunikation in den Vordergrund des Geschehens. Der verbale Informationsaustausch scheint das effektivste Mittel bei dem Umgang mit der Krise zu sein. Nun stellt sich mir die Frage: Ist es denn eigentlich überraschend, dass man in Krisensituationen den Kontakt zu anderen sucht? Womöglich gehört die explizite Kommunikation zu der sozialen Ordnung einer Krise. Demzufolge haben die ausgestiegenen Fahrgäste zwar gegen die soziale Ordnung einer Zugfahrt verstoßen. Durch die Veränderung des Kontextes in eine Krisensituation haben sie womöglich eine andere soziale Ordnung, nämlich die einer Krise, befolgt.

Und wie ging die Fahrt zu Ende? Nach einer Dreiviertelstunde setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Die Fahrgäste waren auf ihre Sitze zurückgekehrt. Die Blicke wanderten zwar immer wieder auf die Uhr, die Fahrgäste selber blieben aber sitzen. An der Endhaltestelle angekommen, stieg ich aus und nahm, wie viele andere Passagiere auch, die Beine in die Hand. Doch mein Anschlusszug war abgefahren. Als ich in den nächsten Zug einstieg, erkannte ich ein Gesicht aus dem vorherigen Zug wieder. Es ist ein komisches Gefühl. Einerseits waren wir uns fremd, andererseits verband ich mit dieser Person ein gemeinsames Erlebnis, sodass der andere beinahe vertraut wirkte. Wir waren „Fremde, die sich kennen.“ (Nassehi 2010, S. 48)

LAURA FIEGENBAUM

Literatur:

Hirschauer, Stefan (1999): *Die Praxis der Fremdheit und die Minimierung von Anwesenheit. Eine Fahrstuhlfahrt.* In: *Soziale Welt.* Ausgabe 50. S. 221-245.

Nassehi, Armin (2010): *Fremdheit. Warum Distanz für unser Zusammenleben eine entscheidende Ressource ist.* In: *Mit dem Taxi durch die Gesellschaft.* 2. Auflage. Hamburg: Murmann Verlag. S. 41-59.

Schivelbusch, Wolfgang (1977): *Geschichte der Eisenbahnreise.* *Hanser-Anthropologie.* München [u.a.]: Hanser.

Watzlawick, Paul (2011). *Man kann nicht nicht kommunizieren.* 1. Auflage. Bern: Huber.



Reality in the Matrix: Robbert van der Steeg (CC BY-Sa 2.0) / www.flickr.com/photos/robbie13/4534857938

PARTY-TOURISMUS

Neue Umgebung, neues Verhalten?

Unter dem vielsagenden Titel „Die elfte Plage. Wie Berlin-Touristen die Stadt zum Erlebnispark machen.“ berichtet der Berliner Autor Peter Laudenbach über die gängigen Probleme, die (Großstadt)mensch mit dem ungeliebten Party-Tourismus haben kann:

„Berlin-Touristen leiden unter dem fatalen Hang, mit der Ankunft am Ziel ihrer Reise Höflichkeit und Verstand zu ignorieren, um sich der fröhlichen Regression hinzugeben, am liebsten lautstark. Sie haben irgendwo gehört, Berlin, dieses gemütliche Dorf, sei ein Ort der unglaublichsten Ausschweifungen. Vielleicht haben sie zu viel Spiegel TV gesehen oder verwechseln Helene Hegemanns Berg-hain-Prosa aus Versehen mit Literatur. Also machen Berlin-Touristen zwecks Anpassung an die örtlichen Sitten und Gebräuche ganze Straßenzüge unbewohnbar, indem sie sie als Freiluft-Ausschank okkupieren. Berlin-Urlaub bedeutet für den Erlebnistouristen offenbar auch Urlaub vom Ich und der heimischen sozialen Kontrolle“ (Laudenbach 2013).

Der Party-Tourist an sich scheint wenig Wert darauf zu legen, sich während seiner Reiseaktivitäten seiner guten Manieren zu erinnern und (zer)stört somit das Lebensgefühl und das besondere Flair, welches er vermutlich eben gerade erhofft hat, in diesem Raum zu finden. Party-Touristinnen scheinen eine bestimmte Stadt oder ein bestimmtes Viertel gewissermaßen als „Durchgangsort“ zu betrachten und verhalten sich dementsprechend.

Aus soziologischer Perspektive ist das Phänomen der Party-Touristinnen deshalb interessant, weil nicht davon auszugehen ist, dass es sich bei den entsprechenden Personen allgemein um unausstehliche und unzivilisierte Wesen handelt. Vielmehr ist zu erwarten, dass diese Menschen normalerweise ein geregeltes Leben führen und zumindest grundlegende Formen des Anstands beherrschen. Was aber lässt den Party-Touristen, einmal am Reiseziel angekommen, zu einem anstrengenden und

zum Teil unausstehlichen Unruhestifter mutieren?

Im Folgenden werden hierzu assoziativ mögliche Thesen für die akute Verhaltensänderung der Reiselustigen entwickelt, die zum Weiterdenken anregen wollen.

Urlaub – eine gesellige Interaktion

In der Soziologie wird zwischen verschiedenen Formen der Interaktion unterschieden. Während ein formeller Arztbesuch als ungesellige Interaktion gilt, wird beispielsweise eine Party als gesellige Interaktion bezeichnet. Je nachdem, um welche Art der Interaktion es sich handelt, haben die Akteurinnen unterschiedliche Erwartungen an den Ablauf der Situation. Riesmann befragte hierzu bereits 1966 Gäste einer Party, um zu erfahren, welche Erwartungen an eine Party als gesellige Interaktion geknüpft sind (vgl. Riesmann 1966: 124). Urlaub gilt ebenfalls als eine gesellige Interaktion;

die Teilnehmerinnen befinden sich in einem ungezwungenen und informellen Rahmen unter Bekannten. Diese Interaktionsform mag dazu anregen, sich anders zu verhalten, als in ungeselligen Kontexten. Auch die Erwartungshaltung der Akteure gegenüber dem Urlaubsverlauf weicht vermutlich von den geregelten Rhythmen des Alltags ab, insbesondere wenn die Urlauberinnen selbst ihre Unternehmung explizit als Party-Tourismus betrachten. In seinen Beobachtungen zur Soziologie der Party beschreibt Riesmann, dass „die Grundstimmung gleich zu Beginn [des Beisammenseins] fixiert [wird] und nach einer Weile ist der Stimmungscharakter des ganzen Abends festgelegt. Das Anschlagen

einer anderen Tonart würde eine Kritik an der bereits angeschlagenen Melodie implizieren und deshalb vermieden“ (Riesmann 1966: 147). Diese Beobachtung lässt sich auf die Party-Touristen übertragen. Ist einmal ein ausuferndes Verhalten als „Tonart“ für den Urlaub festgesetzt, so wird von einer Abweichung dieser vorübergehenden Norm abgesehen. Wenn dann eine Person in der Runde laut anfängt, in einer

Was aber lässt den Party-Touristen, einmal am Reiseziel angekommen, zu einem anstrengenden und zum Teil unausstehlichen Unruhestifter mutieren?



Usien CC BY-SA 3.0 / commons.wikimedia.org

Wohngegend Partylieder anzustimmen, ist davon auszugehen, dass die anderen in das Gegröle einstimmen.

Enthemmtes Verhalten – eine Gegenreaktion auf die Restriktionen des Alltags

Daran anknüpfend kann weiterhin spekuliert werden, dass Urlaub als Ausbruch aus den Vorschriften des normalen Alltags angesehen wird. Die guten Benimmregeln empfindet der Eine oder die Andere von Zeit zu Zeit als anstrengende Last. Entsprechende Werte und Normen gehören zwar zu einem allgemeinen Konsens, beinhalten aber gleichzeitig auch eine restriktive Komponente: „Werte bezeichnen wünschenswerte Zustände und Handlungen, gleichzeitig bestimmen sie als ‚Normen‘ auch Restriktionen, die Menschen einander auferlegen, um Zustände zu ermöglichen, [...] die wünschenswert sind. Normen unterscheiden sich von übrigen Werten dadurch, dass sie die Menschen dazu veranlassen sollen, sich anders zu verhalten, als sie aufgrund von kurzfristigen und „unsozialen“ Nutzenerwägungen handeln würden“ (Eckert 2001: 138). Normen werden daher mitunter auch mit unangenehmen Gefühlen assoziiert, da sie nicht mit den individuellen Nutzenerwägungen einer Person übereinstimmen. Sich während seiner Urlaubszeit einmal aus diesem gesellschaftlich eng gestrickten Korsett befreien zu wollen, wäre also ein denkbare Motiv. Auch hier spielt die räumliche Distanz zur gewohnten Umgebung mit Sicherheit eine nicht zu unterschätzende Rolle. Gängige Redewendungen wie „What happens in Vegas stays in Vegas“ katalysieren dieses Loslösen von den üblichen Verhaltensregeln geradezu. Man könnte es auch so ausdrücken: Im Urlaub kann es schnell zur Norm werden, von der Norm abzuweichen.

Anonymität – vermeintliche Gewissheit unerkannt zu bleiben

Die potenzielle Anonymität, die im Internet als riesigem virtuellen Raum (von Überwachungsmechanismen und datenschutzrechtlichen Problemlagen einmal abgesehen) so sehr geschätzt wird, scheint sich auch am Urlaubsort wiederzufinden. Dies scheint in besonderem Maße zu gelten, wenn es sich bei dem Ziel der Wahl um eine Großstadt handelt. Das Wort Anonymität schwingt stets als Mantra und Assoziation zur Großstadt mit. Michael Biehler beschreibt es in seinem Werk „Stadt, Zivilgesellschaft und öffentlicher Raum“ so: „Das spezifisch Städtische [...], was als Ursache für die großen gesellschaftlichen Kräfte, die von ihr [der Stadt] ausgehen, gilt, ist der öffentliche Raum, als eine Sphäre, die sich weitgehend der sozialen Kontrolle entzieht und damit Raum zur freien Entfaltung und Artikulation bietet. Ein Teil dieser öffentlichen Sphäre ist der öffentliche Raum als umbauter Raum der Anonymität, Partizipation, Kommunikation und Artikulation ermöglicht“ (Biehler 2004: 14; Herv. i. O.). Genau diesen Wirkmechanismus der anonymen Identität macht sich die Partytouristin zu nutze. Wie bei Biehler beschrieben,

fühlt sich niemand wirklich dafür verantwortlich, andere zur Ordnung zu rufen – auch nicht die Besucher der Stadt. Außerdem gilt in der Öffentlichkeit „nicht das An-Reden, nicht das An-Sehen, sondern das Weg-Hören und Vorbei-Gucken [als Verhaltensnorm]. In der Öffentlichkeit ist die verbale oder nonverbale Kontaktaufnahme unter Fremden also insgesamt ganz und gar nicht die Regel, sondern absolute Ausnahme“ (Tessin 2003: 21). Da mensch sich gegenseitig fremd ist, scheint es zunächst nicht angebracht zu sein, bei unangemessenem Verhalten einer völlig unbekannt Person sofort zu intervenieren, sondern zunächst Toleranz walten zu lassen. Dadurch, dass ein Party-Tourist nicht unbedingt jedes Mal zur Ordnung gerufen wird, wenn er zum Beispiel durch

lautes Geschrei in der Straße unangenehm auffällt, nimmt er es subjektiv so wahr, dass sein Verhalten kein Problem darstellt.

Natürlich stellen diese Thesen nur eine erste Annäherung an das Phänomen des enthemmten Verhaltens von Party-Touristinnen dar.¹ Weitere soziologische Beobachtungen zu den Mechanismen, die den Party-Tourismus zu dem machen, was er ist, können im nächsten eigenen Urlaub in einer Großstadt angestellt werden.

JOHANNA SPRINGHORN

¹Zum Beispiel ist besonders bei Partytouristen ein nicht unwesentlicher Alkoholgenuß zu vermuten (vgl. Schneeberger 2013). Welche Auswirkungen dieser gesteigerte Pegel unter anderem haben kann, berichtete Michael Grothe-Hammer bereits in der SOZusagen-Ausgabe vom Sommersemester 2012 in seinem Artikel zum Bossa-Nova-Effekt. Da die vermeintlich enthemmende Wirkung von Alkohol allgemein bekannt ist, gelten Handlungen, die in diesem Zustand verrichtet werden, als zu entschuldigen (vgl.: Grothe-Hammer 2012: 14 ff.).

Literatur:

Biehler, M., 2004: *Zivilgesellschaft und öffentlicher Raum: das Beispiel Berlin Mitte*. LIT Verlag Münster

Eckert, R., 2001: *Freund und Feind – Eine Renaissance partikularistischer Werte*. in: Oesterdiekhoff, W.; Jegelka, N. (Hrsg): *Werte und Wertewandel in westlichen Gesellschaften. Resultate und Perspektiven der Sozialwissenschaften*. Springer VS, 137-148.

Grothe-Hammer, M., 2012: *Der Bossa-Nova-Effekt. Warum der Alkohol uns so gesellig macht*. SOZusagen; Sommersemester 2012.

Laudenbach, P., 2013: „Touristen fisten“ immer beliebter. Vorabdruck aus „Die elfte Plage“. *Taz.de*. <http://www.taz.de/!114898/>, letzter Aufruf: 26.11.14.

Riesmann, D., 1966: *Geselligkeit, Zwanglosigkeit und Egalität*. in: *Wohlstand wofür?* Frankfurt, 115-121.

Schneeberger, R., 2013: *Warum Berlin nicht Ibiza ist*. *Süddeutsche.de*. <http://www.sueddeutsche.de/leben/partyszene-in-der-hauptstadt-warum-berlin-nicht-ibiza-ist-1.1816630-2>, letzter Aufruf: 26.11.14.

Tessin, W., 2003: *Anonymität und Kommunikation im öffentlichen Raum*. *Stadt+Grün*, 2/2013. Patzer Verlag Berlin-Hannover. http://archiv.patzer-verlag.de/Portals/4/Archiv/SUG/SUG_2003_02.pdf#page=21, letzter Aufruf: 26.11.14.

GLEICHZEITIGKEIT IN DER WELTGESELLSCHAFT

Ein Interview mit Tobias Werron

Wir skypen mit Freunden in anderen Zeitzonen, sehen die neuesten Folgen unserer Lieblingsserien direkt nach deren Ausstrahlung in den USA und erfahren in den Medien von den gleichen globalen Ereignissen wie Menschen in Mexiko, Frankreich und den Philippinen. Unsere Welt ist immer gleichzeitiger geworden – und das wirkt sich auf das Soziale aus. Tobias Werron, ehemals akademischer Rat an der Fakultät für Soziologie in Bielefeld, nun Professor an der Uni Bonn, forscht zu Globalisierungs- und Weltgesellschaftstheorien. Wir haben uns mit ihm getroffen und über seine Forschung zur Gleichzeitigkeit im Kontext von Globalisierungs- und Weltgesellschaftsforschung gesprochen.

SOZusagen: Was ist eigentlich der soziologische Begriff von Zeit?

WERRON: Zunächst einmal ist wichtig, dass Zeit in sozialen Beziehungen selbst thematisiert, bezeichnet und definiert wird. Das fängt an mit einfachen Zeitbegriffen: Wir treffen uns jetzt hier um 11 Uhr, das ist offenbar eine Möglichkeit, zeitliche Unterscheidungen sozial produktiv zu machen. Hintergrund dessen ist, was Norbert Elias den Symbolcharakter der Zeit genannt hat: die Vorstellung, dass unser Zeitsinn selbst sozial konditioniert wird, und nur in der Form, in der er sozial konditioniert wird, dann auch für soziale Beziehungen wichtig ist. Dort kann man dann weiter fragen: Was für Möglichkeiten, Zeit zu thematisieren, gibt es im sozialen Leben und wie haben sie sich historisch gewandelt? Dafür sind zwei Problemebenen wichtig. Erstens grundsätzliche zeitliche Sinnorientierungen: die Vergangenheit, die Zukunft, und die Gegenwart zwischen Zukunft und Vergangenheit. Zweitens

Kurz, Gleichzeitigkeit ist keine natürliche, sondern eine soziale Tatsache, die historischem Wandel unterliegt.

Symbolsysteme, wie Stand der Sonne, Kalender und Uhr, die es erlauben, Ereignisse zeitlich festzulegen und zeitlich miteinander zu vergleichen.

Wo kommt da die Gleichzeitigkeit ins Spiel? Mein Vorschlag wäre: Gleichzeitigkeit bezieht sich auf die gleichzeitige Gegenwart mindestens zweier Ereignisse. Man braucht also mindestens zwei Ereignisse, die im Raum verteilt sind, und die beide gegenwärtig sind, oder besser: als gegenwärtig gelten. Denn was wir als gegenwärtig bestimmen, hängt davon ab, in welchen zeitlichen Kategorien wir es beschreiben und verstehen. Beispielsweise können wir von zwei Ereignissen,

die im Juli und August 1789 geschehen sind, sagen, dass sie gleichzeitig – 1789 – oder ungleichzeitig – das eine im Juli, das andere im August – geschehen sind, je nachdem, welche Zeitkategorien wir zugrunde legen. Kurz, Gleichzeitigkeit ist keine natürliche, sondern eine soziale Tatsache, die historischem Wandel unterliegt.

SOZusagen: Worum geht es denn gerade in Ihrer Forschung?

WERRON: In meiner Forschung interessiert mich zum Beispiel, wie sich die Bedingungen dafür, wie wir Raum und Zeit verstehen, seit dem mittleren 19. Jh. verändert haben (Globalhistoriker sprechen mit Blick auf diesen Zeitraum auch vom „langen 20. Jahrhundert“) und welche sozialen Strukturen dadurch entstanden sind. Die Ausgangsüberlegung ist, dass es damals zu einer Art Zäsur kam, die mit der Erfindung und Verbreitung elektrischer Kommunikationstechnologie zu tun hat, und dass sich die seit damals entstehenden Strukturen bis heute (u.a. durch die heutige Digitaltechnologie) in vielerlei Hinsichten stabilisiert haben.

SOZusagen: Hat das auch etwas mit der Globalisierung zu tun?

WERRON: Ja, Globalisierung, das ist dann so eine weitere Schwierigkeit, was versteht man darunter? Es geht auch um Globalisierung, aber um ein spezifisches Globalisierungsproblem. Es geht darum, wie die Erfahrung von Gleichzeitigkeit, die zunächst schon aus technologischen Gründen lokal limitiert war, sich seit dem 19. Jh. zunächst national, dann auch global ausgeweitet hat. Dass die Vorstellung zunehmend zu einer Selbstverständlichkeit wird, mit anderen, die sich an anderen Orten befinden, gleichzeitig im selben Kommunika-

tionsraum zu sein. Und da spielen elektrische Kommunikationstechnologien eine zentrale Rolle, weil sie dafür sorgen, dass sich die Kommunikationsgeschwindigkeit von der Geschwindigkeit des Personen- und Gütertransports ablöst. Und dadurch dann eben den Kommunikationsraum ablösen vom Transport- und Reiseraum, wenn man so will. Mich interessiert, welche spezifischen Globalisierungsprozesse - im Unterschied zur Verbreitung oder Diffusion von Ideen, Personen usw. im Raum - durch diese spezifische Konfiguration, also die von Kommunikationstechnologien erschlossenen Erfahrungen globaler Gleichzeitigkeit, ermöglicht und stabilisiert worden sind.

SOZusagen: Und welche sind das?

WERRON: Eine historisch besonders interessante erste Änderung ist bspw. die Veränderung von Raum-Zeit-Begriffen selbst. Was im späten 19. Jh. anfängt, eigentlich sehr kurz nachdem diese Technologien zur Verfügung standen, ist so ein Drang, die Zeit- und Raum-Begriffe zu vereinheitlichen. Es führt zwar nicht dazu, dass es eine einheitliche Weltzeit gibt, sondern eine Einteilung der Welt in recht pragmatisch bestimmte Zeitzonen (eine Folge einer relativ kurzfristig sich abspielenden Entwicklung in den 1870er-/1880er-Jahren).

Die Vorstellbarkeit von Gleichzeitigkeit ist verknüpft mit der technischen Möglichkeit, Gleichzeitigkeit auch tatsächlich umzusetzen.

Die Einteilung in Zeitzonen erlaubt es aber, jeden Zeitpunkt an einem bestimmten Ort in einen anderen Zeitpunkt an einem anderen Ort umzurechnen. Diese Entwicklung deutet zunächst mal auf die Vorstellung bzw. Vorstellbarkeit von Gleichzeitigkeit hin, die wiederum auf eine komplexe und, wie ich finde, untersuchungsbedürftige Weise verknüpft ist mit der technischen Möglichkeit, Gleichzeitigkeit auch tatsächlich herzustellen. Wenn es diese nicht gäbe, würden wir nicht so denken, wir würden vermutlich aber auch weniger telefonieren und international kommunizieren.

SOZusagen: Können Sie diese Herstellung von Gleichzeitigkeit an einem Beispiel erklären?

WERRON: Ein Beispiel aus der Finanzwirtschaft kommt von Karin Knorr-Cetina: Alle Trader in einem bestimmten Netzwerk – es geht also vor allem um professionelle Händler, die in Zürich, London, Paris sitzen, beispielsweise – sind in einem Händlernetzwerk verknüpft über ein Computersystem. Das erlaubt es den Händlern, unmittelbar miteinander in Dialog zu treten, vielleicht sogar zu skype, einander zu sehen dabei – es ist also eine gewisse Annäherung an die Interaktion unter Anwesenden. Aber das Besondere an diesen Systemen ist, dass zugleich alle relevanten Daten, die durch diese Interaktionen erzeugt werden, insbesondere alle Preisinformationen wie „Händler A hat mit Händler B Schweizer Franken zum Preis von 1 Euro getauscht, Händler B mit Händler A zum Preis von 1,05“, in das System eingehen und in Marktpreise

(Währungskurse, z.B. 1 € = 1,05 SFR) umgerechnet werden. Diese Preis- und zahlreiche andere Informationen erscheinen dann auf der anderen Seite des Bildschirms, den die Händler vor sich haben, und zwar bei allen Händlern gleichzeitig, so dass sie zur Grundlage weiterer Transaktionen werden können. Den Händler kann man sich also als zweigeteilten Kommunikationsexperten vorstellen: auf der einen Seite individuelle Transaktionen, Anbahnungen, Durchführungen mit all den anderen Händlern, auf der anderen Seite Informationen, die quasi eine Synthese sind aus all diesen Transaktionen. Interessant und untersuchungsbedürftig finde ich vor allem diese zweite Gleichzeitigkeit, die Karin Knorr-Cetina „Scoping“ nennt: Wie kommt das eigentlich zustande? Welche technologischen aber auch sozialen Voraussetzungen hat es? Was meint das eigentlich ein „Marktpreis“? Was ist damit eigentlich mitgeteilt? Welche sozialen Operationen fließen in diese Informationen ein? Mein Argument ist da, dass eben eine Vielzahl an Informationen gesammelt, verglichen und evaluiert werden, so dass ein für alle gleichzeitig verbindlicher Orientierungswert herauskommt. Andererseits gibt es auch die Kommunikationsinfrastruktur, die es ermöglicht, dass tatsächlich an alle gleichzeitig kommuniziert werden kann und alle gleichzeitig zumindest grundsätzlich der Vorstellung nach diese Informationen rezipieren können. Und da kommt dann auch das Publikum ins Spiel, und zwar vor allem als eine Imagination: also in der Weise, dass man sich vorstellt, es gibt so ein Publikum, das gleichzeitig vor dem Bildschirm sitzt und diese Informationen rezipiert. Ja, nicht alle richten ständig wie gebannt ihre Augen auf den Bildschirm und machen mit. Es wirkt trotzdem als eine soziale Fiktion, eine Unterstellung, die dafür sorgt, dass alle gleichzeitig voraussetzen, dass dies der Fall ist, und sich auf diese Unterstellung einstellen müssen.

SOZusagen: Es gibt also die Fiktion eines Publikums, dem unterstellt wird, die Kurse und Entwicklungen am Aktienmarkt zu beobachten. Während der Finanzkrise wurde ja schon viel darüber geschrieben, dass die Trader an den Finanzmärkten sich gegenseitig beobachten: Ein Trader verkauft, der Preis sinkt, woraufhin viele andere Trader verkaufen und der Preis der Aktie abstürzt, quasi eine self-fulfilling-prophecy.

WERRON: Die Erwartung, wie sich der Preis entwickelt, ist ja entscheidend dafür, wie man jetzt handelt. Die ist aber nicht allein durch den Preis und die Transaktionen beeinflusst, die die Aktienhändler auf ihren Bildschirmen sehen, sondern noch durch vieles anderes: Hat die Schweizer Nationalbank die Bindung an den Euro weiter aufgegeben oder aufrechterhalten? Wie verhält sich die chinesische Regierung? Was sagen gerade die Aktienmärkte? Und welche Bedeutung hat das für die Währungsmärkte? Auch solche Spekulationen werden durch das für-alle-gleichzeitige Geschehen auf den Bildschirmen angeheizt und können die an Finanzmärkten häufig beobachteten „panischen“ Nachahmungseffekte auslösen.

SOZusagen: In letzter Zeit ist ja so viel passiert mit Pegida, Charlie Hebdo und so weiter. Es ist ja ein interessantes Phänomen, dass es immer häufiger in verschiedenen Städten gleichzeitig Kundgebungen stattfinden.

WERRON: Es geht da um den öffentlichen Meinungsmarkt im weitesten Sinne. In den sozialen Bewegungen spielt das performative Element eine große Rolle. Man kann nicht selbst entscheiden, das ist zunächst einmal wichtig, aber man kann seine Meinung äußern. Das kann man immer in Zeitungen tun, da ist der Raum beschränkt. Man kann es auch im Internet tun, aber da ist es schwer, Gehör zu finden. Also liegt die Überlegung nahe: Wie kann ich Aufmerksamkeit auf meine Meinung ziehen? Das ist vielleicht das eigentliche Ausgangsproblem für sozialen Protest. Und der koordinierte Protest in unterschiedlichen Städten – vielleicht sogar auf der ganzen Welt – der gleichzeitig inszeniert wird, ist offenbar ein probates Mittel, um Aufmerksamkeit auf ein gemeinsames Anliegen zu ziehen.

Wie kann ich Aufmerksamkeit auf meine Meinung ziehen? Das ist vielleicht das eigentliche Ausgangsproblem für sozialen Protest.

Soziologisch kann man das Problem vielleicht verorten im Bereich der Aufmerksamkeitskonkurrenz: was muss ich tun, um möglichst viel Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, und zwar unter der Bedingung, dass viele andere gleichzeitig dasselbe versuchen. Die Gleichzeitigkeit kommt zunächst dadurch ins Spiel, dass man von anderen vermutet, gleichzeitig dasselbe Anliegen zu verfolgen. Sie kommt zweitens dadurch ins Spiel, dass man sich in dieser Konkurrenzsituation einen Vorteil – einen relativ höheren Aufmerksamkeitswert – davon verspricht, dass es einem gelingt, gleichzeitig an verschiedenen Orten dieselbe Art von Protest zu organisieren: Was immer das Anliegen ist, es fällt dann auf, dass es überall gleichzeitig artikuliert wird. Und das kann man national organisieren, also Pegida, Legida usw., und man kann es global organisieren. Letzteres war zum Teil vor ein paar Jahren im globalen Protest gegen die Finanzelite usw. der Fall, hat aber inzwischen schon wieder nachgelassen. Und dieses Nachlassen ist auch mit dem Gleichzeitigkeitsthema verbunden, weil es offenbar auch eine Art Erschöpfungseffekt geben kann: Auf eine bestimmte Weise Aufmerksamkeit erzeugen, das funktioniert offenbar nur über einen bestimmten Zeitraum, weil sich der Aufmerksamkeitswert der gleichzeitigen Inszenierung durch Gewöhnung an die gleichzeitige Verbreitung dieser Inszenierung abnutzt. Dann muss man sich was Neues überlegen, um in der Aufmerksamkeitskonkurrenz zu bestehen.

SOZusagen: Soziolog*innen scheuen sich ja immer davor, Zukunftsaussichten zu geben. Was könnte Ihrer Meinung nach in Bezug auf diese Gleichzeitigkeit in den nächsten Jahren und Jahrzehnten noch passieren?

WERRON: Es gibt ja immer noch große Lücken der techno-

logischen Infrastruktur, vor allem natürlich außerhalb des „Westens“, der entwickelten Industrieländer, aber auch innerhalb, im ländlichen Raum, wo man gar nicht so leicht alle gleichzeitig erreichen kann. Da wird interessant sein zu beobachten, ob sich in Gefolge technologischer Änderungen, insbesondere einer Erweiterung und Konsolidierung der digitalen Infrastruktur, auch noch mal neue soziale Strukturen entwickeln. Und dann ist ja von meiner Analyse aus damit zu rechnen, dass das hoch differenziert ablaufen wird. Also erst mal, ganz grob, in der Wirtschaft anders als in der Politik, in der Politik anders als in der Wissenschaft und so weiter. Aber was man sicher sagen kann ist, dass diese Gleichzeitigkeitseffekte, wie man sie auf Finanzmärkten beobachten kann, und nicht zuletzt die Unvorhersehbarkeit dieser Erwartungs-Erwartungsproduktion, die damit einhergeht, in den kommenden Jahren nicht nachlassen, sondern sich eher noch verstärken wird. Je perfektionierter die technologische Infrastruktur ist, desto dichter auch die oben beschriebene Dynamik von Gleichzeitigkeit, insbesondere auch der Unterstellungseffekt von Gleichzeitigkeit. Dann hängen aber viele Effekte davon ab, wie politisch versucht wird, solche Effekte einzugrenzen und zu regulieren. Beispielsweise: Gibt es dann eine weltweite Finanztransaktionssteuer? Gelingt es, so etwas durchzusetzen, so dass z.B. der Hochfrequenzhandel an Bedeutung verliert und die Dynamik der Finanzmärkte insgesamt abgeschwächt wird?

SOZusagen: Die Beschleunigungsthese von Hartmut Rosa ist ja auch eine Zukunftsvision. Wie stehen Sie zu dieser These?

WERRON: Eine Schwierigkeit, die ich mit den Texten von Rosa habe, ist, dass es sich um zeitdiagnostische Texte handelt. Das heißt, sie dramatisieren neue Entwicklungen mit der Implikation, dass diese sich dramatisch so weiter entwickeln werden. Was mir da manchmal fehlt, ist eine historische Perspektive, die es erlaubt, genauer zu sagen, wann und unter welchen Voraussetzungen das anfing und wie neu bestimmte Entwicklungen noch erscheinen, wenn man sie im Licht ihrer Vorgeschichte analysiert. Zum Beispiel sehen die Effekte neuerer Digitaltechnologien vielleicht weniger neu aus, wenn man sie im Licht des weltweiten Telegraphennetzes des 19. Jahrhunderts betrachtet. Wegen diverser Parallelen zwischen beiden Technologien wurde das Telegraphennetz auch schon als „Viktorianisches Internet“ bezeichnet.

Die Logik die dahinter steckt, ist, dass man die Gegenwart gut dramatisieren kann, wenn man sich mit der Vergangenheit nicht genauer auseinandersetzt.

Es gibt also sicher neue technologische Beschleunigung, aber was das soziologisch bedeutet, ist gar nicht so klar und vermutlich nur aufgrund problembezogener historischer Vergleiche zu beurteilen. Und weil Rosa solche historischen Vergleiche nicht macht, hat er nach meinem Eindruck nicht

immer überzeugende Argumente für seine zeitdiagnostischen Aussagen und die Dramatisierung neuerer Beschleunigungstrends. Das ist so ein Punkt, wo ich sagen würde, die Logik die dahinter steckt, ist, dass man die Gegenwart gut dramatisieren kann, wenn man sich mit der Vergangenheit nicht genauer auseinandersetzt. Darüber hinaus ist es auch eine Frage des Stils, wie man Soziologie betreibt: ob man eher auf dramatische Thesen und den damit verbundenen Aufmerksamkeitswert setzt, oder eher auf empirische Analysen spezifischer Prozesse und auf eine gewisse Zurückhaltung, was große, noch kaum geprüfte Thesen angeht. Da würde ich mich eher zur zurückhaltenden Fraktion rechnen.

Letztlich läuft das auch auf die grundsätzliche Frage hinaus, wie man das Verhältnis zwischen Soziologie und Öffentlichkeit sieht: Ich sehe es schon als Aufgabe der Soziologie, Wissen in die Öffentlichkeit zu vermitteln. Es ist aber nicht ihre Aufgabe, Hysterie in die Öffentlichkeit zu vermitteln, die lediglich das Alltagsverständnis bestätigt und verstärkt. Vielmehr sollte sie versuchen, ein möglichst genaues Verständnis der sozialen Wirklichkeit zu entwickeln. Diese „Wirklichkeit der Soziologie“ mag dann mitunter komplexer erscheinen als es die Öffentlichkeit hören will. Das kann aber nicht bedeuten, dass man sie dann soweit vereinfacht, bis beide Verständnishorizonte wieder zueinander passen. Vielmehr sollte man einerseits akzeptieren, dass es diese Spannung gibt, weil Soziologie und Massenmedien auf unterschiedlichen Kanälen funken – und zugleich beharrlich daran arbeiten, dass dennoch so viel soziologisches Wissen wie möglich in der Öffentlichkeit ankommt.

DAS INTERVIEW FÜHRTEN SOPHIA STOCKMANN UND LIESELOTTE HASSELHOFF

Tobias Werron war von 2009 bis 2014 akademischer Rat an der Fakultät für Soziologie in Bielefeld.

2014 hatte er die Oberassistenten am Soziologischen Seminar in Luzern inne.

Mittlerweile forscht er als Professor für Wissenschaftsforschung und Politik an der Uni Bonn zu Globalisierungs- und Weltgesellschaftstheorien.



Foto: Privat

SOZusagen
Bielefelder Studierendenmagazin
an der Fakultät für Soziologie
Ausgabe WiSe 2015/16

Redaktion:

Alexandra Reinig
Arne Kramer-Sunderbrink (V.i.S.d.P.)
Finn-Rasmus Bull
Jana Kucharczyk
Johanna Springhorn
Katharina Guth
Lieselotte Hasselhoff
Lukas Daubner
Reinhard Großmann
Sophia Stockmann
Tabea Koepp
Tabea Schroer

Layout- & Covergestaltung:

Johanna Springhorn
Katharina Guth

Logo- & Layoutkonzept:

Michael Grothe-Hammer

Cover-Bild:

Jana Kucharczyk

Finanzen:

Sophia Stockmann

Postanschrift:

Universität Bielefeld
Fachschaft Soziologie
SOZusagen-Magazin
Postfach 361
33501 Bielefeld

Druck:

DieDruckerei
Rudolf-Diesel-Straße 10
91413 Neustadt a. d. Aisch

Auflage:

1000 Stück

Zuschriften und Kritik an:

sozusagen-bielefeld@gmx.de

Dank an:

Das StuPa der Universität Bielefeld
und allen anderen Mithelfer*innen

Der Inhalt der Beiträge muss nicht unbedingt die Meinung der Redaktion widerspiegeln, verantwortlich sind allein die Autor*innen/ Fotograf*innen/ Künstler*innen.

Die Rechte der Beiträge liegen bei ihren jeweiligen Inhaber*innen.

Sollten durch Zitate, Abbildungen oder andere Darstellungen Urheberrechte oder Rechte Dritter verletzt werden, geschieht dies unbeabsichtigt. Für diesen Fall bitten wir um Mitteilung.

WIE KLEIN IST DIE WELT?

Sibirien. Unendliche Weite. Unberührte Natur. Wir sitzen in einer Marschrutka, einem der beliebtesten Fortbewegungsmittel in Russland. Es ruckelt schon seit Stunden. Vernünftige Straßen – Fehlanzeige. Irgendwann halten wir bei einem kleinen Café, in dem es mehr Bedienstete als Sitzplätze gibt. Auf kleinen Schildern steht geschrieben, was man hier an russischen Köstlichkeiten erwerben kann. Ein Japaner fragt mich, ob ich übersetzen könne und ich empfehle ihm Borschtsch. Ein moderner Fernseher hängt an der Wand, doch die Toilette befindet sich draußen. Es ist ein Bretterverschlag.

Unser Ziel: Olchon. Eine Insel des Baikalsees mit rund 1500 Einwohnern, die etwa 7500 km von unserem zu Hause in Deutschland entfernt liegt. Die Welt ist hier ganz anders. Vor meinen Augen erstreckt sich die unendliche Weite und hin und wieder sieht man ein kleines Dorf. Vor gut einem Tag waren wir noch in St. Petersburg, der zweitgrößten Stadt Russlands, die mit 5 Millionen Einwohnern und den unzähligen Palästen eine gigantische Metropole darstellt. Nun stehen wir hier, blicken in die Ferne und merken, dass wir Zeiten und Räume gewechselt haben. Den Raum, da wir nach Sibirien geflogen sind. In ein anderes Russland, fernab von der hektischen Lebensweise in St. Petersburg. Wir sind nun in Asien, obwohl wir doch immer noch in Russland sind. „Verrückt“, denke ich. Doch auch der Zeitunterschied macht uns zu schaffen. Hier in Sibirien erscheint mir die Welt unendlich, doch schon bald werde ich feststellen, wie klein sie doch ist.

Die Erde hat eine Oberfläche von 510.000.000 km². Nicht gerade klein. Dennoch passiert es immer wieder, dass wir in ungewöhnlichen Situationen Ungewöhnliches erleben. Wir treffen Menschen, die wir schon lange nicht mehr gesehen haben, an Orten, an denen wir es für ausgeschlossen halten. Fern vom eigenen zu Hause und doch zur gleichen Zeit am gleichen Ort lernen wir andere kennen und stellen fest, wie viele gemeinsame Bekannte oder gar Freunde wir doch haben, obwohl wir selbst voneinander nichts wussten. „Mensch, dass wir uns hier treffen. Die Welt ist klein!“, heißt es dann immer wieder. Aber eigentlich ist sie es ja nicht. Eigentlich.

Die etwas Älteren unter uns werden die Online-Community schülerVZ wahrscheinlich noch kennen: Lange in Verges-

senheit geraten und mittlerweile gar nicht mehr existent, half dieses soziale Netzwerk den Nutzern aufzuzeigen, mit wem man über welches Beziehungsgeflecht bekannt ist. Besuchte man ein Profil von einem Unbekannten, so wurde einem nicht selten über eine Beziehungskette aufgezeigt, über welche gemeinsamen Freunde man diese Person kennt. Anders als bei Facebook werden nicht nur die gemeinsamen Freunde angezeigt, sondern es wird auch dargestellt, „über wen“ man in Beziehung zueinander steht. Nicht selten hat man gestaunt, wenn die Nutzer eben nicht aus der Nachbarschaft kamen, sondern ein paar Hundert Kilometer entfernt wohnten. Aber ist das wirklich verwunderlich?

Stanley Milgram stellte die These auf, dass jeder Mensch auf der Welt mit jedem anderen über eine kurze Kette von Bekanntschaftsbeziehungen miteinander verbunden ist. Das Grundgesetz der sozialen Vernetzung besagt, dass man über circa sechs Ecken jeden kennt. Dass ich Angela Merkel über ein paar Ecken „kenne“, ist dabei noch leicht vorstellbar. Immerhin wohnen wir im gleichen Land und ich müsste beispielhaft auch nur eine Person kennen, die Kontakt zu jemandem im Bundestag hat, sodass man mit ihr über zwei Ecken bekannt wäre. Das ist ziemlich leicht realisierbar, auch wenn es zuerst seltsam klingen mag, in irgendeiner Weise im gleichen Beziehungsgeflecht wie die Bundeskanzlerin zu sein.

Da ich ja nun schon so gut wie mit ihr befreundet bin, denke ich weiter nach. Eine Einladung ins Weiße Haus oder Teetrinken im Buckingham Palace erscheinen mir nun gar nicht mehr abwegig, schließlich haben Obama, die Queen und ich ja eine gemeinsame Bekannte! Auch, wenn diese gar nichts von meiner Existenz weiß, aber das ist in dieser Theorie unwichtig.

In den 1960er Jahren versuchte der Sozialpsychologe Stanley Milgram, die Hypothese, dass jeder Mensch über eine kurze Kette von Beziehungen mit jedem bekannt ist, empirisch zu belegen. Es wurde ein Experiment durchgeführt, welches die Länge der Kontaktwege zufällig ausgewählter Amerikaner zu einem vorher festgelegten Ziel, nämlich einem Broker in Boston, ermitteln sollte (Holzer 2005: 315f.). Die Probanden sollten diesem einen

Auch wenn es zuerst seltsam klingen mag, es ist ziemlich leicht realisierbar, in irgendeiner Weise im gleichen Beziehungsgeflecht wie die Bundeskanzlerin zu sein.

Brief zukommen lassen, durften ihn aber lediglich an jemanden weiterleiten, den sie selbst persönlich kannten und von dem sie glaubten, dass er wiederum eine Person kennt, die bei der Übermittlung des Briefes behilflich sein könnte. Diese Person sollte daher in einem näheren Beziehungsverhältnis mit dem Broker stehen als derjenige, der den Brief weitergibt. Der Empfänger wurde wiederum gebeten, gleichsam zu verfahren und den Brief an eine weitere Person zu übergeben, die bei der Zustellung über ihre Kontakte behilflich sein könnte. Das Experiment bestätigte das sogenannte Kleine-Welt-Phänomen, indem die Zahl der an der Zustellung des Briefes beteiligten Personen im Durchschnitt sogar unter sechs lag (Holzer 2005: 316).

Vor wenigen Jahren untersuchten die Forscher Jure Leskovec und Eric Horvitz Verbindungen von 240 Millionen Instant-Messenger-Accounts und einhergehend 30 Milliarden Gespräche. Mithilfe dieser Daten fanden sie heraus, dass die durchschnittliche Länge der Kette, die zwei Menschen miteinander verbindet, bei 6,6 Personen liegt (Leskovec/ Horvitz 2007: 2). 48 Prozent aller Instant-Messenger-User können über sechs Personen erreicht werden. Bei einer weiteren Person sind es sogar 78% (Leskovec/ Horvitz 2007: 23).

Es ist also gar nicht unwahrscheinlich, mit zufällig ausgewählten Personen gemeinsame Bekannte zu haben. Heute sind die Menschen durch die neuen Medien viel stärker miteinander vernetzt und es ist viel einfacher geworden, diese Verbindungen aufzuzeigen. Doch auch dieses Grundgesetz der Vernetzung galt auch damals schon, wie Milgram bewies.

Ist es also verwunderlich, in einem fernen Land, auf einem anderen Kontinent, jemanden zu treffen, mit dem man gemeinsame Bekannte hat?

Nachdem wir ein paar schöne Tage auf Olchon verbracht haben, die unendliche Stille genossen und im eisigen Wasser des Baikalsees gebadet haben, führt uns unsere Sibirienreise weiter nach Ulan-Ude, einer Stadt nahe der Grenze zur Mongolei. Wir fahren mit der Transsibirischen Eisenbahn stundenlang durch eine traumhafte Landschaft.

Für unseren Aufenthalt in Ulan-Ude haben wir vorab ein Hostel gebucht, welches bei der Ankunft aber mehr einer Privatwohnung gleicht. Dort treffen wir Sophie aus Frankreich. Sie ist wie wir eine Austauschstudentin, studiert jedoch in Moskau und nutzt die letzten Tage des Visums, um ein bisschen in Russland zu reisen, bevor es nach Hause geht. Im Laufe unseres Gesprächs stellen wir fest, dass wir gemeinsame Be-



Baikalsee in Sibirien: Miriam Schütte

kannte haben – Studenten, die wie wir derzeit ein Auslandssemester an der Staatsuniversität St. Petersburg absolvieren und die Sophie von ihrer Universität in Frankreich kennt. Für mich war es unvorstellbar, in Sibirien in einem Hostel, das nur 16 Betten hat, jemanden zu treffen, mit dem ich mehrere gemeinsame Bekannte habe.

Zu diesem Zeitpunkt kannte ich jedoch noch nicht Milgrams Kleine-Welt-Phänomen. Es kam mir geradezu wie ein Wunder vor, obwohl es das nach seiner Theorie ja gar nicht ist. Natürlich waren wir nicht die einzigen, die mit der Transsibirischen Eisenbahn fahren wollten und Ulan-Ude ist nun mal eine Haltestelle auf dieser Strecke. Wir hatten also einen ähnlichen Hintergrund und dieselben Beweggründe, die uns in diese Region zogen.

Auf meiner Abschiedsfeier wenige Tage später unterhielt ich mich übrigens mit einer Freundin, welche in St. Petersburg eine Kommilitonin aus Ulan-Ude hat. Diese, wie ich erfahren habe, absolvierte ein Auslandssemester in Bielefeld. Wir fingen an, einander E-Mails zu schreiben und stellten dabei fest, dass sie an der Universität eine Bekannte aus meinem Wohnort kennengelernt hat.

Wie klein die Welt ist? So groß, dass wir in unseren Taschen grundsätzlich nichts wiederfinden, aber klein genug, um nette Anekdoten wie diese hier zu erzählen.

MIRIAM SCHÜTTE

Literatur:

Holzer, B. (2005). *Vom globalen Dorf zur kleinen Welt: Netzwerke und Konnektivität in der Weltgesellschaft. Zeitschrift für Soziologie, Sonderheft „Weltgesellschaft“* (Hg. von Bettina Heintz, Richard Münch & Hartmann Tyrell), S. 314-329.

Horvitz, E./ Leskovec, J. (2007). *Planetary-Scale Views on an Instant-Messaging Network. Microsoft Research Technical Report. Die Studie kann unter diesem Link heruntergeladen werden: <http://arxiv.org/abs/0803.0939>, zuletzt geprüft: 26.04.2015.*

BACKPACKING

Von der Selbstfindung *On the Road*

Im Spielfilm *Into the Wild*-Die Geschichte eines Aussteigers von 2007 verfolgt der Zuschauer die Geschichte des 22 Jahre alten Christopher McCandless, der sich nach Abschluss seines Studiums auf eine zweijährige Reise quer durch die USA aufmacht. Nachdem wir Chris' Erlebnisse und Reisen durch mehrere US-Bundesstaaten mitverfolgen konnten, sehen wir den jungen Mann schließlich dabei, wie dieser seinen ultimativen Selbstfindungstrip in der Nähe des nördlichen Polarkreises in Alaska verwirklicht. Leider endet die Reise tragisch, ein Umstand, der an dieser Stelle allerdings nur von nebensächlicher Bedeutung sein soll.

Der Film beruht auf wahren Begebenheiten, die sich zu Beginn der 1990er Jahre ereignet haben. Chris ist in einer wohlhabenden Familie aufgewachsen und der ihn allumgebenden Dekadenz überdrüssig. Er zerschneidet seine Kreditkarte, spendet seine Ersparnisse an Oxfam und reist recht bald, nur noch mit seiner im Rucksack befindlichen Habe, durchs Land - um es neomodisch auszudrücken: he goes backpacking. Und da ist er heute bei weitem nicht mehr der Einzige. Wer einmal die einschlägigen Geschäfte durchstreift, der wird Zeuge einer wachsenden Industrie, die vom Trekkingrucksack bis zum Outdoorschlüpfer keine Wünsche offen lässt. Wie kam es also zu einem derartigen Wandel vom Aussenreiser zum angesagten „Mainstreambackpacker“ und was sind womöglich die Folgen, sowohl für Reisende, als auch für die Bewohner der bereisten Regionen?

Schauen wir zurück auf die Beatniks und die nachfolgenden Hippies, Yippies und Yuppies, zeigt sich recht schnell, dass bereits Vor- und Vorgenerationen stets alternative, gesellschaftskritische Formen der Weltanschauung und Lebensführung wählten, die in unterschiedlich starkem Ausmaß von der zeitgenössischen, sozialen Norm abwichen. Während die Beat Generation eine US-amerikanische Literatur nach dem 2. Weltkrieg bezeichnet, in welcher v.a. die sprunghafte und unkonventionelle Lebensweise der Tramps im Vordergrund steht, handelt es sich bei den Hippies, Yippies und Yuppies bereits um sozial-/politisch-kritischere (Jugend)-Bewegungen. Zum Verständnis der jeweiligen Bewegung ist immer der zeitliche Kontext mitzubeachten. Beispielsweise ist die Yippiekultur als Abspaltung des Hippietums zu sehen, das Yuppium allerdings ist in den wirtschaftlichen Aufschwung der 1980er Jahre und des damit einhergehenden Zukunftsoptimismus einzuordnen. So üben Subkulturen bis heute gesellschaftlichen Einfluss aus, kommen allerdings aus verschiedenen Milieus und agieren auf unterschiedlichen Ebenen von Politik, über Soziales bis hin zu Mode. Das gegenwärtige Hipstertum kennzeichnet beispielsweise eine eher unpolitische Attitüde und eine Anlehnung an Elemente vergangener Subkulturen, wobei in der Verbindung altbackener bis modi-

scher Kleidungsstile und z.T. markanter Frisuren vor allem Wert auf das oberflächliche Erscheinungsbild gelegt wird.

Der moderne Backpacker kann nicht kategorisch einer der oben genannten Typologien zugeordnet werden, da er wohl eher als Hybrid verschiedener eigener Inspirationen und externer Einflüsse angesehen werden muss. Da gibt es den welthungrigen Entdecker fremder und exotischer Kulturen, den kriselnden Spirituellen, den eiligen „Länderhopper“, den Chiller und viele andere Mittzwanziger plus, deren Gründe zu reisen mannigfaltig sind. Schon Jahrhunderte zuvor pilgerte die Menschheit, z.T. auf beschwerlichen Reisen über viele Wochen hinweg; mitunter waren dies Abenteuer am Rande der Selbstkasteiung. Im Unterschied zu den damals meist religiös motivierten Reisen, soll die heutige Form, so beschwerlich sie auch sein mag, aber an erster Stelle Freude bereiten. Auch die Erweiterung des Erfahrungshorizonts dürfte wohl eine bedeutende Rolle spielen.

Doch trotzdem setzt sich der Backpacker zahlreichen Unwägbarkeiten zwischen Nahrungsmittelbeschaffung, Orientierung, Suche nach Obdach, Krankheitsbekämpfung etc. pp. aus. Der Vergleich mit Übergangsriten archaischer Stämme mutet unverhältnismäßig an, sind diese schließlich innerhalb der jeweiligen Gemeinschaft oder Gruppe unausweichliche Reifepfahrungen hinsichtlich der sozialen Akzeptanz, sowie Aufstieges. Parallelen finden sich da schon eher in den Wanderjahren zünftiger Gesellen (Walz) nach Beendigung der Lehrzeit: Nach Abschluss der Ausbildung folgt eine Übergangsphase, der neben der Bierkonsum bedingten Neigung zur Leberzirrhose auch die ein oder andere Reifepfprüfung für die wackeren Gesellen darstellt. So stellt sich der Fremdgeschriebene dem Unbekannten, lernt mitunter neue Arbeitspraktiken und Orte kennen, ebenso wie ferne Regionen und z.T. auch Länder. Die Tippelei galt daher bis zur einsetzenden Industrialisierung als Voraussetzung zur Meisterprüfung.

Nun ist der klassische Backpacker freilich Herr/Frau seiner/ihrer selbst und tut den Schritt in die „unbekannte“ weite Welt bewusst, doch könnte man ebenso vorhalten, dass derartige globality, v.a. bei Mitgliedern des höheren Bildungsweges, beinahe schon so etwas wie soziale Norm ist. Es ist schließlich schon erstaunlich, wie viele Abiturienten und Studenten es in Richtung downunder zieht, landschaftlich und v.a. kulturell haben Finnland, die Türkei oder der Balkan doch mindestens genauso viel zu bieten - oder gibt's da noch keinen Lonely Planet zu? Wie dem auch sei, man begibt sich in die Ferne, dies allerdings in seltenen Fällen auf blauen Dunst hin. Schließlich haben die Medien, sowie Freunde, Familie usw. tüchtig „vorimprägniert“ und ermutigen sich mit der neuartigen Kultur und Sprache vertraut zu

machen. Interessanterweise führt der zunehmende Trend zum Backpacking zu einem neuen Zweig des Tourismus, den der junge Abenteurer eigentlich zu meiden gedachte. Schnell sprechen sich so auch in der aufgeschlossenen kommunikationsfreudigen Backpackerszene lokale Highlights herum, was bald dazu führt, dass zumindest am bereisten Ort der Planet mittlerweile alles andere als einsam erscheint. Ursachen sind wohl auch hier die Gesetze des Marktes: Ein gestiegenes Maß an Individualtourismus bewirkt das inflationäre Emporschießen von Low-Budget-Hostels-, Führern (in Buch- und Menschenform) sowie Erlebnistouren. Into the mild wild drückt es treffender aus. Kathrin Hartmann formuliert dieses Phänomen in ihrer Polemik „Das Backpacker-Pack“ noch deutlich krasser.¹

Victor Azarya² hält in diesem Zusammenhang fest, dass es in den Jahren zwischen 1990 und 2000 zu einem überdurchschnittlichen Anstieg westlicher Touristen aus Industrieländern in den Ländern der so genannten „3. Welt“ gekommen ist (Azarya 2004, 951ff). Die Suche nach dem exotischen Anderen führe so Reisende im Zuge der Globalisierung zu peripheren und unterentwickelten Destinationen, bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung des gewohnten Lebensstandards. Wer etwa die Reisebeilage der bildungsbürgerlichen Wochenzeitschrift DIE ZEIT aufschlägt, findet sich mit Abenteuerlust versprühenden Exotikreisen konfrontiert. Bei Preisen zwischen zweieinhalb und fünftausend Euro für eine zwei- bis dreiwöchige Kulturreise wird allerdings schnell klar, dass der klassische Student hier nicht die Zielgruppe darstellt. Ob in realitas oder in Form des von Azarya bezeichneten „armchair tourism“ durch Hochglanzmagazine und TV-Dokumentationen - Ziel ist es, dem Kunden stets den Eindruck des Unmittelbaren, von Authentizität zu vermitteln. Doch auch dem Budgetreisenden ist es möglich, für kleines Geld viel zu erleben - nicht zuletzt „Dank“ des sozio-ökonomischen Gefälles zwischen Heimat- und bereistem Land. Das zuvor angesprochene Dilemma überlaufender Touristenziele hat häufig jedoch weit mehr als enttäuschte Abenteuerreisende zur Folge. Azarya spricht ebenfalls vom touristisch und finanziell lukrativen Lebensraum der Maasai in der afrikanischen Savanne Tansanias. Während diese ebenfalls vom Tourismus profitieren (Verkauf traditioneller Waren, Aufführungen von Tänzen), wird die traditionell nomadisch geprägte Lebensweise der Maasai durch die Regierung beschränkt, da der Einhaltung der Grenzen von Nationalparks oberste Priorität eingeräumt wird (Azarya 2004, 957ff). Es mutet perfide an, dass eben solche, die jahrhundertlang in Einklang mit Flora und Fauna lebten und zu ihrer Erhaltung beigetragen haben, ihrer ursprünglichen Lebensweise nicht mehr nachgehen können, um in einer Art „fossilisierten Kultur“ am Tourismusmarkt teilhaben zu können. So wie Palmen, weißer Sandstrand und türkisfarbenes Meer eine topografische Kulisse darstellen, sind es bunte Kleidung, Lehmhütten und pittoreske Riten, die das Ensemble des „Edlen Wilden“ - um Rousseaus überholtes Idealbild des unverdorbenen Naturmenschen zu zitieren - glaubwürdig erscheinen lassen. Es ist die optische und habituelle Differenzierung, die in diesem Zusammenhang für Aufmerksam-

keit und touristisches Interesse sorgen. Allerdings lässt die chiapanekische Indiofamilie den ahnungslosen Hobbyfotografen nicht unkommentiert von dannen ziehen, falls dieser nach einem Schnappschuss ohne zu zahlen davon spaziert.

Nichtsdestotrotz kann Backpacking für viele junge Erwachsene als nicht zu unterschätzender Aspekt mit Bezug auf die eigene Identitätsdefinition angesehen werden. Für die Meisten ist es die erste zeitliche und geographische Trennung vom juvenilen Sozialisierungsumfeld. Neue Bekannt- und Freundschaften werden geschlossen, Sichtweisen und Weltbilder in Frage gestellt und die Fähigkeit zur eigenständigen Lösungsorientierung nimmt zu. Dies hat nach der Rückkehr mitunter weitreichend positive Langzeitfolgen, die das Individuum aber häufig erst später realisiert. Zunächst wird es womöglich mit voller Wucht vom „Rückkehrer-Syndrom“ (Re-Entry Shock)³ getroffen: Das alte soziale Umfeld wird als verfremdet wahrgenommen, Sicht- und Denkweisen des Freundes- oder Familienkreises werden nicht mehr verstanden bzw. akzeptiert. Letztere sehen sich vermehrt dem direkten oder indirekten Vorwurf der kulturellen Beschränktheit ausgesetzt. Häufig kommt es so vonseiten des Rückkehrers zu einer sozialen Abkapselung, die mithilfe des virtuellen Kommunizierens mit den neuen Freunden aus dem Ausland zu kompensieren versucht wird. Der Re-Entry Shock trifft die Betroffenen meist komplett unerwartet. Wurde die Reise vor Beginn detailliert geplant, wird die Rückreise ins Heimatland und die damit verbundene Rückkehr ins alte Umfeld häufig erst im Flugzeug reflektiert.

Festgehalten werden kann, dass es sich beim Backpacking oft um eine bewusst gesuchte Grenzerfahrung mit latentem Hang zur eigenen Selbsttransformation und Optimierung handelt. Nach der Rückkehr wird, um die Begrifflichkeit des französischen Soziologen Pierre Bourdieu aufzugreifen, das erworbene kulturelle (von Kenntnissen über Bräuche, Sitten bis zu Sprache) und soziale Kapital (Freunde und Bekannte) mitunter in symbolisches Kapital umgewandelt, was zu dauerhafter sozialer Anerkennung führt.⁴ Soziales Prestige in der peer-group und mögliche Pluspunkte im Lebenslauf wirken auf der Makroebene als weitere Anreize auf das Individuum. Meine Oma hat immer gesagt: „Junge geh raus, lern Fremdsprachen und die Welt kennen!“ - Recht hatte sie.

BENJAMIN SCOTTI

Literatur:

¹Hartmann, Kathrin: „Das Backpacker-Pack“, 14.09.2007 <http://www.neon.de/artikel/kaufen/reise/das-backpacker-pack/684501> (04.02.2015)

²Azarya, Victor: „Globalization and International Tourism in Developing Countries: Marginality as a Commercial Commodity“ in *Current Sociology*, November 2004, Vol. 52 (6), London, Thousand Oaks, CA and New Delhi

³Mehr zum „Re-Entry Shock“ auf: <http://www.evergreen.edu/studyabroad/docs/reentryshock.pdf> (07.01.2015)

⁴Bourdieu, Pierre: „Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft“, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 1987, Berlin

Mein Autopoesiealbum



Foto: Kerstin Seilerberg

Rainer Schützeichel

Studium/ aktuelle Stelle:

Studium der Sozialwissenschaften und Philosophie in Bonn und Bochum, der Mathematik und Volkswirtschaft in Bochum und Hagen; nach verschiedenen Vertretungsprofessuren seit dem WS 2013/14 Professor für Soziologie (Lehrprofessur) an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld

Forschungs- und Interessenschwerpunkte:

Sozialtheorie – Wissenschaftstheorie – Kultur-, Religions- und Wissenssoziologie – Wirtschaftssoziologie – Historische Soziologie

Als Kind wollte ich sein wie... Mit 3 Jahren: wie ein berühmter Pianist, den ich im Fernsehen gesehen hatte (ich glaube, es war Glenn Gould); Mit 6 Jahren: wie meine dunkelhaarige Lehrerin; Mit 12 Jahren: wie Sartre, aber auch das hat nicht geklappt.

Meine Lieblingsband... Habe ich keine – vielleicht das „Esbjörn Svensson Trio“. Und wenn es auch ein Orchester sein darf: die Bochumer Symphoniker.

Im Kino habe ich zuletzt gesehen... „Mr. Turner“ und „A Most Wanted Man“

Was ich gut kann... Arbeiten, mit meinem Sohn Latein und Mathe „pauken“ und auf Züge der Bundesbahn warten – also das, woraus mein Alltag besteht.

Mich nerven Studierende, wenn sie... Studierende nerven mich eigentlich nicht, weil sie bei mir angesichts der mitunter widrigen Studienbedingungen immer noch einen erheblichen Bonus haben. Aber ich mag insbesondere solche Studierende, die an der Universität mit einem Möglichkeitssinn und nicht nur mit einem Wirklichkeitssinn agieren. Das trifft übrigens auch auf Kolleginnen und Kollegen zu.

An Soziologie besonders interessant ist... „Tja“.

Diese Personen bewundere ich: Eigentlich keine Personen, sondern bestimmte Verhaltenseigenschaften, insbesondere Humor, Neugierde und Aufrichtigkeit.

Ich nehme mir gerne Zeit für('s)... Wandern (möglichst alleine, damit ich in Ruhe über die Arbeit nachdenken kann).

In Bielefeld muss man unbedingt... Neben dem Besuch von Galerien: Soziologie studieren – die Fakultät für Soziologie gehört – trotz allem - zu dem Besten, was man in Deutschland antreffen kann. Und dies gilt m. E. auch (noch) für die Universität selbst.

Aus meiner Studienzeit erinnere ich mich am liebsten an... die wunderbaren, altherwürdigen Bibliotheken im Hauptgebäude der Universität Bonn, in denen ich die ersten Semester über meinem (damaligen) Bildungshunger freien Lauf lassen konnte.

Am meisten bin ich stolz auf... meine Frau und meinen Sohn.

Das sollte es öfters geben: Proteste wie die von „Pussy Riots“.

Am Forschen gefällt mir... die Kooperation und das Problemlösen mit Kolleginnen und Kollegen. Und vor allem: Es ist für mich nach wie vor eines der größten Privilegien, die der Beruf (in bestimmten Positionen) zu bieten hat: Man darf neugierig sein und kluge und weniger kluge Fragen stellen und diese auch zu beantworten suchen.

Am Lehren gefällt mir... a.) das Blitzen in den Augen der Studierenden, wenn sie für sich etwas Neues entdeckt haben – zugegebenermaßen: Es könnte öfters auftreten.
b.) dass ich gar nicht selten selbst viel lerne.

Meine Empfehlung an Erstsemester ist... Arbeitsbündnisse schließen, lesen, lesen, lesen, lesen....., neugierig bleiben und sich für eigene Fragen begeistern.

Der bedeutendste Soziologe ist... Anton, die Hauptfigur aus dem Buch „Die Besucher-Sucher – ein Bilderbuch für Kinder und Erwachsene“.

Soziologie ist... eher am Anfang als am Ende (glaube ich).

Meine erste Liebe war... meine dunkelhaarige Lehrerin (siehe Frage 1).

Mein Lieblingszitat... 1.) 1965, Rot-Weiß Essen gegen Westfalia Herne: Der Schiedsrichter: „Ich verwarne Ihnen“. Daraufhin „Ente“ Lippens: „Ich danke Sie!“ – er wurde anschließend des Feldes verwiesen. 2.) „Hilfe, mehr Nägel. Ich rutsche“ (anonym, möglicherweise ein Opfer guter Ratschläge)

Ich stoße an meine Grenzen, wenn... ich über meine Grenzen nachdenken soll.

Fine erste Erfahrung mit der Arbeitswelt: Außerakademisch: Der Tritt in den Allerwertesten, den mir mein Vorarbeiter verabreichte, als ich mit 14 Jahren in den Sommerferien im Straßenbau arbeitete und ich mit der Hacke das Überwachungskabel einer Gas-Pipeline zertrümmerte.
Akademisch: dass es zwar auch hier mitunter entsprechende „Vorarbeiter“ gibt, aber eben auch sehr gute und interessante Kolleginnen und Kollegen.

Es macht mich wütend, dass... Menschen im Müll wühlen müssen. Dies beschämt mich auch.

Fine gute Tat, an die ich mich gerne zurückerinnere... Eine eigene Tat? Schwierig. Es gibt auch gute Taten, an die man sich nicht gerne erinnert. Und es gibt weniger gute Taten, an die man sich sehr gerne erinnert. Ein Mittel-ding: Ich habe während eines Fußballspiels in der D-Jugend einen Vater öffentlich zur Rede gestellt, der seinen Sohn beschimpfte, weil dieser keinen guten Tag als Torhüter erwischt hatte. Das war nicht okay, meine Wortwahl aber auch nicht.

Ich finde es ungerecht, dass... von himmlischen bis zu den irdischen Orten gilt Mt 25,29: „Denn wer da hat, dem wird gegeben, dass er die Fülle habe; wer aber nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat.“ – in der Soziologie seit Merton als Matthäus-Prinzip oder Matthäus-Effekt bekannt.

Studierendenproteste sind... Welche Proteste meinen Sie?

Revolution ist... etwas für Historiker.

Ich würde niemals... „Dirty Dancing“ anschauen, Tee trinken oder in den Alpen Urlaub machen.

Ich kann nicht so gut... mit meinen Kräften haushalten, „nein“ sagen, Studentinnen und Studenten eine Bitte abschlagen, an Buchhandlungen vorbei gehen und auf meine jährliche Frühlingsreise nach Venedig verzichten.

DIE DUSCHE

Überlegungen zur systemtheoretischen Zeittheorie am Beispiel von Duschen in Hostelzimmern

I. Die Dusche

Hostels sind keine Orte, an denen man ein Übermaß an Privatsphäre antrifft. Dies trifft insbesondere auf Schlafräume zu, die wahlweise zwischen vier und dreißig Personen beherbergen. Oftmals reduziert sich in solchen Räumen die Privatsphäre auf die Zeit des Tages, die man unter der Dusche verbringt.¹ Allerdings hat diese Gleichsetzung von Dusche und Privatsphäre eine zentrale Voraussetzung, die sich bei genauem Hinsehen als kontingent erweist, also auch anders ausfallen kann. Zunächst betrifft dies in einem sehr elementaren Sinne die Größe des Raumes Dusche. Von der Größe dieses Raumes hängt ab, ob der Prozess des Duschens – also das Duschen mitsamt des Ankleidens – in einem Raum durchgeführt werden kann.²

Reisende, die eher an Hotels denn an Hostels gewöhnt sind, wird die Explikation dieser Voraussetzungen sicher etwas seltsam vorkommen. Schließlich sind ausreichend große Duschen der Normalfall in Hotels. Und selbst wenn die Hotel-dusche nicht ausreichend Platz bietet, um sich im Badezimmer selber noch umziehen zu können, kann man zu diesem Zweck die Privatsphäre des eigenen Zimmers nutzen. In Hostels jedoch liegen die Dinge oftmals nicht so einfach.

Ein besonders interessanter Fall, an dem sich soziologisch einiges über den Zusammenhang von Raum und Zeit in Interaktionssystemen zeigen lässt, sind Duschen, die sich im Hostelzimmer befinden, dabei aber nur aus einer kleinen Duschkabine bestehen, welche lediglich mit einem Vorhang vom Rest des Zimmers abgetrennt ist (siehe zu weiteren Duschvarianten wie bspw. einer Literaturdusche Schulz 2012). Solch eine räumliche Ordnung erlaubt es zwar, sich privat zu duschen, allerdings nicht länger, sich auch privat umzuziehen. Stattdessen muss man für das Umziehen in das Hostelzimmer ausweichen, das zu diesem Zweck allerdings keinen Sichtschutz bietet. Entsprechend gefährdet solch ein räumliches Arrangement die Privatsphäre der Bewohner.³

Im Folgenden soll mit systemtheoretischen Theoriemitteln argumentiert werden, dass eine solche Raumordnung die Herausbildung eines Interaktionssystems forciert, dessen Zweck es ist, die Koordinationserfordernisse zu lösen, die sich durch die gefährdete Privatsphäre ergeben. Das Mittel zum Erreichen dieses Zweckes ist dabei die Herausbildung einer zeitlichen Ordnung im Interaktionssystem, die die Abstimmung von Handlungen in der Zeitdimension erlaubt. Das zentrale Bezugsproblem des Interaktionssystems ist also die durch den Raum bedingte gegenseitige Wahrnehmung

der Bewohner beim Umziehen. Im Vergleich zu einem Hostelzimmer, das eine ausreichend große Dusche bietet, um hier den gesamten Duschprozess – also Duschen mitsamt des Umziehens – durchzuführen, wird deutlich, dass der hier behandelte Fall einer Duschkabine auf dem Zimmer eine elaborierte Zeitordnung erzwingt. Der Fall zweier Hostelzimmer mit unterschiedlich großen Duschen soll folglich dazu dienen, ein Schlaglicht auf die Beziehung zwischen Raum, Systembildung und zeitlicher Ordnung zu werfen.

II. Öffentlicher und privater Raum

Blickt man zunächst auf das Hostelzimmer, das lediglich eine kleine Duschkabine beherbergt, so fällt auf, dass die klare Trennung zwischen öffentlichem und privatem Raum unterlaufen wird, da der Schritt des Umziehens im Gemeinschaftsraum vollzogen werden muss. Die beengte Duschkabine bietet keinen Platz, um sich zu entkleiden, geschweige denn seine Kleidung während des Duschens trocken verstauen zu können: Die einzige Möglichkeit besteht dann darin, sich im Zimmer umzuziehen. Die Handlung Duschen lässt sich räumlich also nicht mehr länger auf den dafür vorgesehenen privaten Raum beschränken, sondern muss auf den öffentlichen Raum zugreifen, um den Duschvorgang erfolgreich zum Abschluss bringen zu können. Das Problem an dieser Ausweitung des Duschraumes besteht nun aber ganz offensichtlich darin, dass das Hostelzimmer von allen Bewohnern gleichzeitig benutzt werden kann. Es gibt, anders formuliert, keine Garantie dafür, dass das Zimmer problemlos (das heißt: privat) für das Umziehen mitgenutzt werden könnte, da man nur mit Glück ein leeres Hostelzimmer vorfinden dürfte. Wahrscheinlicher ist, dass das Umziehen vor einem (unfreiwilligem) Publikum stattfindet. Geht man an dieser Stelle weiterhin davon aus, dass alle Bewohner Wert auf ihre Privatsphäre legen, ergibt sich aus der beschriebenen Situation ein Koordinationsproblem, das zur Herausbildung eines darauf bezogenen Interaktionssystems wird. Dies wird deutlicher mit Blick auf ein Hostelzimmer, in dem der Duschaum so großzügig bemessen ist, dass die Inanspruchnahme des öffentlichen Raumes zum Zweck des Umziehens nicht notwendig wird. In diesem Fall erkennt man schnell, dass die Koordination des Duschvorgangs zwischen den Bewohnern nur marginale Kommunikation erfordert; im Minimalfall wird der Duschvorhang geschlossen oder alternativ (wo vorhanden) der Schlüssel im Schloss gedreht. In jedem Fall löst die Belegung der Dusche quasi instantan das grundlegende Komplexitätsproblem⁴, dass nicht alle Bewohner gleichzeitig duschen können. Fragt man entsprechend nach dem Koordinationsaufwand, der notwendig ist, um die Dusche zu nutzen, zeigt sich, dass zu

diesem Zweck lediglich ein (wenn überhaupt) flüchtiges Interaktionssystem notwendig ist, das nur die unmittelbar Beteiligten einschließt. Wollen mehrere Bewohner gleichzeitig in die Dusche, ist es notwendig, zu entscheiden, wer davor und wer danach duscht. Entscheidend ist, dass nur der gleichzeitige Versuch, die Dusche zu nutzen – und nicht etwa der um wenige Minuten versetzte Versuch – eine Koordination zwischen den Beteiligten erforderlich macht.⁵ Sieht man allerdings von den eher seltenen Situationen ab, in denen mehrere Zimmerbewohner zur gleichen Zeit die Dusche nutzen wollen, lässt sich schnell erkennen, dass die Möglichkeit, den Duschprozess auf einen Raum zu beschränken, hohen Koordinationsaufwand unnötig werden lässt: Wer zuerst im Bad ist, belegt dieses bis er fertig ist, ohne dass sozial akzeptierte Interventionsmöglichkeiten für diejenigen zur Verfügung stünden, die durch die Badnutzung der Anderen ausgeschlossen sind. Das Handeln Duschen erzwingt das Erleben eben dieser Handlung durch die Anderen.

Die Komplexität, die dieses System zu bewältigen hätte, ist entsprechend gering, da es lediglich das Zuerst und das Danach der Duschenden zu koordinieren hätte – und dies nicht etwa im Sinne eines ausgefeilten Duschplans, sondern im Sinne einer zeitpunktbezogenen Entscheidung, welcher vor der Dusche stehende Bewohner zuerst duscht und wer danach. Das Raumarrangement lässt Systembildung also, wenn überhaupt, nur momenthaft notwendig werden.⁶ Es gilt: wer zuerst kommt, duscht zuerst und die Belegung der Dusche dient als Mitteilung der Information, dass nun niemand anders duschen kann. Es liegt auf der Hand, dass solch eine zufällige Koordination für den Fall, dass der öffentliche Raum des Hostelzimmers zum Duschen in Anspruch genommen werden muss, nicht mehr ausreichend ist. Vielmehr entsteht in diesem Fall erhöhter Koordinationsbedarf, der sich darin begründet, dass die private Durchführung des Duschprozesses nur dann gelingen kann, wenn das Publikum an der Wahrung der Privatsphäre mitwirkt. Setzt man also voraus, dass die Bewohner so viel Wert auf Privatsphäre legen, dass sie sich nicht vor Publikum umziehen wollen, leuchtet unmittelbar ein, dass sich die für die Lösung dieses Problems notwendige Erwartungsstabilisierung und Handlungsabstimmung nur noch kommunikativ erreichen lässt, also über die Ausbildung eines Interaktionssystems.

III. (Dargestellte) Abwesenheit

Die Koordination, die das Interaktionssystem zur Lösung des Problems erbringt, findet dabei in der Zeitdimension statt. Durch die Notwendigkeit, den öffentlichen Raum mit zu nutzen, wird die Handlung des Duschens mit den Handlungen der anderen Bewohner eng gekoppelt.⁷ Das Erleben des Duschens wird zur Aufforderung, sich an der Wahrung der Privatsphäre des Duschenden zu beteiligen. Das zentrale Bezugsproblem des Systems ist folglich, die Handlungen der Bewohner so zu koordinieren, dass der Körper des Umziehenden den Blicken des Publikums entzogen wird. Die einfachste und unmittelbarste Lösung dieses Problems liegt in der zeitlichen Koordinierung der Abwesenheit des Publikums. Man

klärt, wer das Zimmer zu welchem Zeitpunkt verlässt, bzw. wer wann nicht im Zimmer ist, da derjenige sich ohnehin auf dem Weg zum Strand bzw. zum Frühstück befindet, und duscht einfach dann. Alternativ kann auch auf funktionale Äquivalente zurückgegriffen werden, um den Körper des Umziehenden vor den Blicken der Zuschauer schützen: Lesen, an die Decke schauen, (dargestelltes) Schlafen, betontes Wegdrehen, usw. Allerdings, und dies ist der entscheidende Punkt, müssen auch solche Lösungen unter den Zuschauern zeitlich koordiniert werden. Man muss wissen, wann entsprechende Handlungen erwartet werden. Und dass sie erwartet werden, muss kommuniziert werden, will man sich nicht ausschließlich auf das (eventuell nicht vorhandene) Feingefühl der Anderen verlassen⁸ – oder Situationen vermeiden, in denen man zum Umziehen aus der Dusche treten muss, während andere Bewohner gerade ihre Sachen packen, also keinen Handlungsspielraum zur Ausführung einer passiven Tätigkeit haben. Für die Zuschauer wiederum, die mit der Erwartung adressiert sind, Abwesenheit bzw. Desinteresse darzustellen, bedeutet dies, dass der eigene Handlungsspielraum für die Dauer des Duschvorgangs erheblich eingeschränkt wird, nämlich auf solche Handlungen begrenzt ist, die mit der Rolle des Wegschauenden kompatibel sind. Der Weg zur Toilette, vorbei an dem Umziehenden, ist damit verstellt.

Es ist leicht ersichtlich, dass sich solche Erwartungen nur über Kommunikation und damit nur über Systembildung stabil etablieren lassen.⁹ Der Versuch, die so skizzierte Koordination zwischen den Bewohnern dem Zufall, also der Hoffnung auf das unkoordinierte Ineingreifen von Einzelhandlungen, zu überlassen, wäre in hohem Maße fehleranfällig. Im Vergleich der beiden Hostelzimmer fällt dabei weiterhin auf, dass das Ausweiten des Duschprozesses auf den öffentlichen Raum die Ausbildung einer Zeitordnung notwendig macht, die komplexer ist als im Fall einer ausreichend großen Dusche. Im letzteren Fall muss (wenn überhaupt) nur zeitpunktbezogen entschieden werden, wer zuerst und wer danach duscht, wohingegen im Fall einer zu kleinen Dusche die Handlungsabfolge der Zimmerbewohner zeitlich koordiniert werden muss, um die Privatsphäre des Duschenden zu schützen. Mit anderen Worten muss die (dargestellte) Abwesenheit der Bewohner koordiniert werden und dies erfordert eine im Vergleich elaboriertere Abstimmung der Bewohner in der Zeitdimension.

IV. Fazit

Am trivialen Beispiel der beiden Hostelzimmer lässt sich beobachten, wie sich Interaktionssysteme mit unterschiedlich elaborierten Zeitordnungen ausbilden. Abhängig von der jeweiligen Raumordnung entstehen unterschiedlich komplexe Anforderungslagen. Während man im Fall einer ausreichend großen Dusche bezweifeln könnte, ob der Problemdruck so hoch ist, dass es überhaupt zur Systembildung kommt, leuchtet im Fall der kleinen Dusche unmittelbar ein, dass sich die räumlich bedingten Koordinationserfordernisse nur über die Bildung eines Interaktionssystems lösen lassen. Der Zweck des entstandenen Interaktionssystems liegt dabei in der

Etablierung der Norm Privatheit, die es zu achten gilt, und einer auf dieses Bezugsproblem bezogenen Zeitordnung, die als Mittel zum Zweck fungiert. Man muss den Duschrhythmus der Bewohner so harmonisieren, dass die Abwesenheit des Publikums (in dargestellter oder tatsächlicher Form) sichergestellt ist. Und dies erfordert zeitliche Abstimmung. Gleichzeitig handelt es sich dabei um ein Erfordernis, welches im Hostelzimmer mit ausreichend großer Dusche nicht notwendig wird. Wie immer dürftig sich die hier interessierenden Interaktionssysteme im Vergleich zu komplexen Sozialsystemen wie bspw. Organisationen ausnehmen: die Zeitordnung des Interaktionssystems, das im Zimmer mit der kleinen Dusche entsteht, ist sehr viel komplexer als im Gegenpart mit der großen Dusche. Höher abstrahiert: sobald die Abfolge von Handlungen im System nicht mehr dem blinden Nacheinander überlassen werden kann, muss eine Zeitordnung ins Spiel gebracht werden, die das Vorher und Nachher koordiniert, also in einen Sinnzusammenhang (Schutz der Privatsphäre) bringt. In dem hier besprochenen Beispiel ist der Auslöser für diese Zeitordnung die Komplexität, die dadurch entsteht, dass der Duschprozess nur durch die Einbeziehung des Publikums so beendet werden kann, dass die eigene Privatsphäre nicht gefährdet wird. Hierzu wird eine im Vergleich höher ausgebildete Zeitordnung notwendig.

Gleichwohl Raumarrangements in Hostelzimmern sicher nicht die Problemlagen sind, die der Ausarbeitung der systemtheoretischen Zeittheorie vor Augen standen, lassen sich doch auch hier einige zentrale Merkmale von Zeit sichtbar machen. Zunächst wird deutlich, dass Systeme auf „Komplexitätsdruck“ mit der Ausdifferenzierung einer zeitlichen Ordnung reagieren (Luhmann 1993: 295). Komplexität wird in diesem Sinne temporalisiert, also in einem zeitlichen Nacheinander geordnet. Dabei wird deutlich, dass Zeit nur als das Ergebnis von Systemoperationen begriffen werden kann (vgl. Nassehi 2008: 346). Die Zeitordnung, die sich aus der Interaktion ergibt, ist eine systeminterne Ordnung, die außerhalb des Systems keine Entsprechung findet (vgl. dazu mit besonderer Betonung der Zeitdimension Luhmann 1984: 72ff.). In exakt diesem Sinne lässt sich Zeit aus systemtheoretischer Perspektive auch nicht als eine Weltkonstante definieren, sondern nimmt stattdessen die Form eines systeminternen Mechanismus zur Lösung von Koordinationsproblemen an. Und ermöglicht damit den Vergleich unterschiedlich komplexer Zeitordnungen in sozialen Systemen und somit auch einen Blick auf den Konstitutionszusammenhang von Raum und Zeit.

HENRIK DOSDALL

¹Ein interessanter Fall ergäbe sich aus dem Versuch, die Dusche aus Angst vor dem eigenen Haushalt gleichsam mit als Schlafraum zu nutzen. (Vgl. Urlaub 2005)

²Interessanterweise fallen in Hostels, zumindest bei den Reisenden, die auf Einzelzimmer verzichten, Nacktheit und Privatheit oftmals zusammen.

³Man könnte an dieser Stelle einwenden, dass Räume existieren, die die gegenseitige Sichtbarkeit beim Duschen entproblematisieren - bspw. Umkleidekabinen in Sporthallen oder Schwimmbädern. Der entscheidende

Unterschied ist jedoch, dass man mit der Nutzung öffentlicher Duschräume das Recht auf Privatsphäre abgibt, während in Bezug auf Hostelzimmer keineswegs die Erwartung besteht, dass deren Nutzung mit der Aufgabe der eigenen Privatsphäre einhergeht. Hinzu kommt, dass Hostels qua Definition Reisende mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen beherbergen, was einen gleichförmigen Umgang mit dem Thema Privatsphäre unwahrscheinlich werden lässt. Zwar mag es vor diesem Hintergrund durchaus vorkommen, dass umkleidekabinensozialisierte Reisende auf ihresgleichen treffen; garantiert ist dies jedoch keineswegs.

⁴Ein System gilt der Systemtheorie dann als komplex, wenn nicht mehr alle Handlungsoptionen gleichzeitig realisiert werden können, wenn also ins Nacheinander ausgewichen werden muss (vgl. Luhmann 1984: 45ff.; 1993: passim).

⁵Alternativ könnte man auch an den Fall denken, dass in der Gegenwart festgelegt werden soll, wer in Zukunft – also bspw. am kommenden Morgen – zuerst duscht. In diesem Fall dehnt sich der Zeithorizont, der koordiniert wird, aus. Der grundlegende Charakter einer einfachen Entscheidung über das Vorher und Nachher ändert sich dadurch jedoch nicht.

⁶Was natürlich nicht ausschließt, dass die Bewohner aus Gründen der Neugier oder des Zeitvertreibs untereinander kommunizieren.

⁷Im Falle einer ausreichend großen Dusche ist die Duschhandlung nur lose mit den anderen Bewohnern gekoppelt. Die Kopplung wird lediglich an der Einschränkung sichtbar, dass zum jetzigen Zeitpunkt niemand anders auf die Dusche zugreifen kann.

⁸Man kann zurecht einwenden, dass man auch versuchen könnte, die Koordination im Latenten zu belassen. Man geht unter die Dusche und macht Lärm, um den anderen Bewohnern anzuzeigen, dass man gleich aus der Dusche tritt. Oder komplementär: Die Zimmerbewohner packen lautstark ihre Strandutensilien, um zu signalisieren, dass nun kein guter Zeitpunkt ist, um aus der Dusche zu treten. Allerdings ist keineswegs garantiert, dass diese Form indirekter Kommunikation in Hostels, die von Reisenden unterschiedlicher kultureller Prägung bewohnt sind, funktioniert. Wer schon einmal Erfahrungen mit Reisenden gemacht hat, die – wahrscheinlich aus kulturellen Gründen – europäische bzw. amerikanische Abstandsnormen im wahrsten Sinne kontinuierlich unterlaufen (gerne auch beim Anstehen auf öffentlichen Toiletten), wird dies nachvollziehen können.

⁹Eine andere Möglichkeit wäre, dass alle Bewohner einfach warten, bis sich ein Zeitfenster ergibt, indem sie alleine auf Dusche und Hostelzimmer zugreifen können. Ohne Kommunikation jedoch droht die Situation, dass alle warten, bis die anderen das Zimmer verlassen. Es ist leicht ersichtlich, dass eine solche Situation ohne Kommunikation im infiniten Regress der reinen doppelten Kontingenz enden würde, da sich die Bewohnerinnen durch ihr gegenseitiges Warten selber des Anstoßes zu jeder weiteren Handlung berauben. Das Ergebnis dieses Verzichts auf Kommunikation wäre folglich, dass sich die Handelnden gegenseitig paralysieren.

Literatur:

Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (1993): *Temporalisierung von Komplexität. Zur Semantik neuzeitlicher Zeitbegriffe*. In: Niklas Luhmann (Hg.): *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 235–300.

Nassehi, Armin (2008): *Die Zeit der Gesellschaft. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie der Zeit*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schulz, Stefan (2012): *Die Dinge des Sommers (8): Lass es sprudeln*. www.faz.net/aktuell/feuilleton/die-dinge-des-sommers-8-lasst-es-sprudeln-11874670.html

Urlaub, Farin (2005): *Dusche*.

Die Bildungsinitiative

WAS BILDET IHR UNS EIN?

*In dieser Rubrik stellen wir
verschiedene Initiativen vor.
Sendet uns eure Idee an:
sozusagen-bielefeld@gmx.de*

Statt der lahmen Bildungsreförmchen und dem Sich-Im-Kreis-Drehen bei Bildungsfragen braucht es in Deutschland (und darüber hinaus) eine Revolution im Bildungssystem. Alle Bildungsstudien beweisen dies und zeigen auf, was schief läuft, aber nur wenig ändert sich in den Schulen und Universitäten. Ein Grund dafür ist, dass wenn über Bildung gesprochen und entschieden wird, meistens weiße und weißhaarige Männer auf den Podien und hinter den Schreibtischen sitzen, die so weit von Schüler_innen oder dem Studierendendasein entfernt sind wie die Erde vom Mond.

Diejenigen aber, die tagtäglich in den Bildungseinrichtungen sitzen, wissen selbst sehr gut, welche Probleme es gibt, und was sich ändern müsste. Schüler_innen oder Studierende werden aber viel zu selten danach gefragt, was sie möchten und welche Ideen sie haben. Was bildet ihr uns ein? ist ein ehrenamtlicher, überparteilicher Verein und besteht aus engagierten Schüler_innen, Studierenden und Promovierenden, die sich in die Bildungsdebatte einbringen – und damit der jungen Generation eine Stimme verleihen. Unser Ziel ist es, jungen Bildungsbetroffenen – wie wir sie nennen – zu ermöglichen, für ihre Forderungen und Ziele zu kämpfen.

Wir setzen uns für ein gerechtes Bildungssystem und selbstbestimmtes Lernen ein. Um das zu erreichen, organisieren wir u.a. Diskussionsveranstaltungen, bei denen sich junge Menschen mit Vertreter_innen aus Wissenschaft, Politik und Praxis auf Augenhöhe austauschen können. Z.B. auf dem zweiten Jungen Bildungskongress am 30. und 31. Mai 2015 in Berlin. Dort können junge Menschen grenzenlos über die Zukunft des Bildungssystems debattieren und sich vernetzen.

Engagieren kann man sich bei uns auf verschiedene Arten und Weisen, etwa als Autor_in auf unserem Bildungsblog wasbildetihrunsein.de. Hier können junge Menschen über Bildungsthemen schreiben, die sie bewegen.

Du schreibst gerne und interessierst dich für Bildungsthemen?

Für den Blog suchen wir immer Leute, die gerne schreiben, für eine dauerhafte Mitarbeit und/oder Gastbeiträge. Neben einem jungen, sympathischen Team an ehrenamtlichen Blogger_innen gibt es ein qualifiziertes Feedback zu jedem Artikel, regelmäßig Weiterbildungen und vor allem viel Raum, eigene Ideen umzusetzen: ob persönliche Erfahrungsberichte, Analysen, Kolumnen, Kommentare, Buchbesprechungen oder Interviews – sowohl unsere Leser_innen als auch wir freuen uns über Vielfalt und neue Ideen.

Melde Dich einfach unter blog@wasbildetihrunsein.de

Mehr Infos zum Engagement unter wasbildetihrunsein.de/mitmachen/

Uns gibt es auch auf Facebook / Twitter / Youtube



Foto: Was bildet ihr uns ein?

WARUM MIGRATION?

Beispiel Mexiko



Double Wall Near Tijuana. Jonathan McIntosh (CC BY-SA 2.0) / www.flickr.com/photos/jonathanmcintosh/4055513318

Sie haben sich in kleinen Gruppen auf einen langen, beschwerlichen Fußmarsch durch die Wüste begeben, mit nur wenigen Litern Trinkwasser im Gepäck. Auf besonders abgelegenen und unwegsamen Routen – um nicht von den Grenz-Patrouillen gesehen zu werden. Ständig in der Angst, überfallen zu werden oder den Anschluss an die schnell marschierende Gruppe zu verlieren. Mit Seilen oder Leitern überwinden sie den Zaun. Manche verletzten sich dabei, als sie vom Zaun sprangen. Dann verloren viele die Orientierung. Sie verdursteten bei der unerträglichen Hitze.

Nicht alle dieser Migranten kommen aus Mexiko. Viele haben bereits einen weiten Weg hinter sich. Kinder kommen beispielsweise in Gruppen aus Honduras, El Salvador oder Guatemala und nehmen dabei große Gefahren in Kauf. Sie klettern auf die Dächer von Güterzügen¹, um Mexiko zu durchqueren. In den USA sollen aber ungefähr 6 Millionen undokumentierte mexikanische Einwanderer leben.² Warum ist das so?

In den 60er Jahren entwickelte der Migrationssoziologe Everett S. Lee das „Push and Pull“-Modell der Migration. Dabei untersuchte er einerseits die Faktoren, die Menschen veranlassen, ihr Land zu verlassen, die „Push-Faktoren“ und die Faktoren, die

sie veranlassen, in ein anderes Land zu gehen, die „Pull-Faktoren“. Welche dieser Faktoren führen dazu, dass Menschen solche Gefahren auf sich nehmen? 1994 schloss die USA mit Mexiko und Kanada das Freihandelsabkommen „NAFTA“ ab. Hat etwa dieses Abkommen die „Push and Pull“-Faktoren verstärkt?

Mexiko gilt als Ursprungsland von Mais und viele Kleinbauern in Mexiko lebten vom Maisanbau. Nach dem Abschluss des Freihandelsabkommens NAFTA waren sie nicht mehr konkurrenzfähig gegenüber dem subventionierten Genmais, der in den USA mit wenigen Landarbeitern auf großen Flächen angebaut wird. Millionen von Kleinbauern verloren die Grundlage ihrer Existenz.³

Die Industrieunternehmen aus den USA bauten dagegen vermehrt Betriebe im Norden Mexikos auf, weil sie dort in Sonderwirtschaftszonen billig produzieren konnten. Die Löhne in diesen „Maquiladora-Fabriken“⁴ sollen etwa 30 bis 60 Dollar für eine 60-Stunden-Woche betragen. Arbeitnehmerrechte werden nicht anerkannt und Gewerkschaften gibt es kaum. Hunderte gravierender Umweltschäden sind dokumentiert, die durch diese Betriebe entstanden. Es wird zum Beispiel Trinkwasser aus entfernten

1994 schloss die USA mit Mexiko und Kanada das Freihandelsabkommen „NAFTA“ ab. Hat etwa dieses Abkommen die „Push and Pull“-Faktoren des Modells der Migration verstärkt?

Gebieten mit indigener Bevölkerung entnommen und hoch belastetes Brauchwasser an anderer Stelle ungeklärt ausgebracht. Umweltschutzgesetze greifen nicht und werden als „Investitionshemmnisse“ angesehen.

Die indigene Bevölkerung muss vielfach industriellen Großprojekten weichen. Sie darf inzwischen ihr traditionelles, unregistriertes Saatgut nicht mehr verwenden, sondern soll für teures Geld industriell erzeugtes kaufen. Große Teile der landwirtschaftlichen Nutzflächen werden durch ausländische Investoren kontrolliert. Auch hier sind die Löhne sehr niedrig, der Einsatz von Pestiziden⁵ dafür sehr hoch - mit negativen Folgen für die Gesundheit der Landarbeiterinnen. Das alles sind starke Veränderungen der ökologischen, der ökonomischen und der sozialen Situation, die geeignet sind, die Migration in die USA zu verstärken.

Die Möglichkeit der mexikanischen Bevölkerung, den Lebensunterhalt für ihre Familien zu sichern, ist seit dem Abschluss des NAFTA-Freihandelsabkommens stark gesunken. Viele sehen keine andere Option als sich entweder der Drogenmafia anzuschließen - oder in die USA zu gehen. Dort besteht die Möglichkeit zumindest von einem besseren Leben zu träumen. Dorthin werden die Gewinne der Investoren geleitet. Dort leben auch die Nutznießer des Freihandelsabkommens. Das Freihandelsabkommen NAFTA enthält auch eine Passage, die Konzernen aus USA und Kanada die Möglichkeit bietet, Mexiko vor einem Schiedsgericht zu verklagen. Und zwar dann, wenn sie ihre Gewinnerwartungen durch politische Entscheidungen beeinträchtigt sehen. So urteilte das Schiedsgericht bei der Weltbank in Washington, dass Mexiko 15,6 Mio. Dollar an den kalifornischen Konzern Metalclad zu zahlen hat, weil eine örtliche Behörde keine Baugenehmigung für eine Sondermülldeponie geben wollte.⁶ Es gibt weitere Beispiele für solche „Investitionsschutzklagen“. Dieses Geld fehlt dem Staat für öffentliche Aufgaben.

Kredite für die Bevölkerung gibt es kaum. Nur wenige, vor allem ausländische Banken, wie die US-amerikanische Citi-Bank bieten sie an. Auch bei der relativ niedrigen Inflationsrate von etwa 4 % sind die Zinssätze für Kredite sehr hoch. Sie können 40 % pro Jahr und mehr betragen. Wenn die Kredite bedient werden können, fließt Geld aus dem mexikanischen Geldkreislauf ins Ausland - insbesondere in die USA.

Ein Teil der in den USA lebenden und dort arbeitenden Mexikaner schickt Geld an die Familie nach Mexiko zurück. Diese sogenannten Remesas stellen einen bedeutenden Anteil der nach Mexiko fließenden Devisen. Die Remesas helfen den

Familien hier den Lebensstandard zu halten. Die Möglichkeit, aus dem Zielland Geld zu schicken, weil nur so die Familie ausreichend versorgt werden kann, ist sowohl ein Pull- als auch ein Push-Faktor. Auch die über US-Banken gewaschenen Dollar für Drogengeschäfte heben den Lebensstandard in Mexiko. Zunächst sorgen sie aber für einen größeren Unterschied von Arm und Reich und für eine weiter wachsende Kriminalität. Drogenkartelle, eine korrupte Polizei und der Staat arbeiten in Mexiko mehr und mehr zusammen. Mit dem Staat als Instanz der wirksamen Rechtspflege kann nicht länger gerechnet werden. Mehr und mehr Menschen verschwinden, mehr und mehr Morde geschehen. Das ist jedoch kein Hinderungsgrund für eine Zusammenarbeit der deutschen Polizei mit der mexikanischen. Sie führt Schulungen in Mexiko durch.⁷

Die meisten Migranten, die aus Ländern wie El Salvador oder Honduras über Mexiko in die USA reisen, werden Opfer krimineller Banden und der Polizei. Diese Migranten sind stets der Gefahr ausgesetzt, unterwegs ausgeraubt, vergewaltigt, getötet oder zwangsrekrutiert zu werden.

Deutsche Waffenexporte in bestimmte, besonders konfliktreiche Bundesstaaten Mexikos sind verboten. Trotzdem gelangen die G36 -Sturmgewehre von Heckler und Koch genau dorthin. Sie werden unter anderem einfach in ein anderes Gebiet Mexikos exportiert oder in Lizenz in den USA hergestellt.⁸ Wie stark wirkt sich ein mangelndes Gefühl von Sicherheit, die Angst, Opfer von Kriminalität zu werden, als Push-Faktor aus?

Für den Wahlkampf in Mexiko wird nach Vorbild der USA sehr viel Geld ausgegeben. Nur die Kandidaten, die von den reichsten Vereinigungen finanziell unterstützt werden, haben eine reelle Chance. Die reichsten Vereinigungen in Mexiko sind die Drogenkartelle. Wählerstimmen der armen Bevölkerung werden gekauft. Als Beweis dient ein Handyfoto - oder ein Wähler muss heimlich den leeren Wahlzettel für den nächsten Wähler aus dem Wahllokal bringen. In welchem Maß wirkt sich eine schwindende Hoffnung auf Veränderung als Push-Faktor aus?

Busse bringen die aus den USA ausgewiesenen Migranten wieder in die Herkunftsländer zurück. Sie werden kurz hinter der Grenze ausgesetzt, auch wenn sie bereits mehrere Jahre in den USA lebten. In einem vermüllten ausgetrockneten Flussbett vor der mexikanischen Grenzstadt Tijuana wohnen, in Erdlöchern und Holzverschlagen, etwa 2000 der ausgewiesenen Menschen.⁹ Bald versuchen sie es erneut. Gelingt es ihnen, wieder mit Stricken und Leitern über den Zaun zu klettern?

Seit dem NAFTA-Abkommen ist die Möglichkeit der mexikanischen Bevölkerung, den Lebensunterhalt für ihre Familien zu sichern, stark gesunken.

Drogenkartelle, eine korrupte Polizei und der Staat arbeiten in Mexiko mehr und mehr zusammen. Mit dem Staat als Instanz der wirksamen Rechtspflege kann nicht länger gerechnet werden. Mehr und mehr Menschen verschwinden, mehr und mehr Morde geschehen.

Bereits 2011 haben sich etwa 50 mexikanische Organisationen an das „Ständige Tribunal der Völker“, das „Basso-Tribunal“, in Rom gewandt. Die Richter dieses ethischen Gerichts ohne juristische Vollzugsgewalt sollen den schweren, in den vergangenen zwei Jahrzehnten zunehmenden Verletzungen von Menschenrechten in Mexiko nachgehen. Dieses Tribunal unter anderem die Gewalt gegen Frauen, die verloren gegangene Ernährungssouveränität, und auch den Einfluss von NAFTA auf Mexiko untersucht.¹⁰

Laut dem Urteil des „Basso-Tribunals“ sind der mexikanische Staat und die in Mexiko aktiven transnationalen Konzerne und deren Mutterländer verantwortlich für die Kriminalisierung der mexikanischen Ökonomie. Die Konzerne stammen aus den USA und aus der EU – auch aus Deutschland. Auch der Internationale Währungsfonds und die Weltbank tragen laut dem Urteil Verantwortung. Das Tribunal sprach 20 Empfehlungen aus, um die Situation der Menschen in Mexiko zu verbessern. Es empfahl unter anderem, dass Mexiko aus dem Freihandelsabkommen NAFTA aussteigt.

Der Soziologe Petrus Han sagte im Jahr 2005 voraus: „Die wachsenden strukturellen Ungleichheiten zwischen Nord und Süd (...) werden den allgemeinen Migrationsdruck auf die wenigen Industrieländer weiter erhöhen. (...) Auf der anderen Seite werden die politischen und wirtschaftlichen Gemeinschaftsbildungen von Nationalstaaten (z.B. EU, NAFTA, AFTA, APEC, ASEAN) die regionale Integration der Länder vorantreiben und dadurch in wachsendem Ausmaß regionale Migrationsbewegungen innerhalb der jeweiligen Gemeinschaftsbildungen auslösen.“¹¹

Das Freihandelsabkommen NAFTA zwischen USA, Mexiko und Kanada – soll das wirklich eine wirtschaftliche Gemeinschaftsbildung sein? Würde eine Gemeinschaftsbildung nicht zumindest die völlige Freizügigkeit voraussetzen, innerhalb der Gemeinschaft zu migrieren? Der Empfehlung des Basso-Tribunals, dass Mexiko aus NAFTA austritt, möchte ich mich anschließen. Ich denke aber, dass das nicht leicht umzusetzen ist – In Mexiko steht NAFTA, insbesondere aus Sicht der US-amerikanischen Vertragspartner, über der Verfassung. Freihandelsabkommen, die nicht für eine befristete Zeit abgeschlossen wurden, sind nach dem Völkerrecht unkündbar.

Große internationale Konzerne, die USA und Europa sind maßgeblich beteiligt an der sozialen Lage in Mexiko – und auch in vielen anderen Ländern der Welt. Sie profitieren von der Arbeit, die in diesen Ländern geleistet wird. Sie profitieren von dem Ackerland, das im großen Stil aufgekauft wird und von den Bodenschätzen. Sie beuten Ressourcen in Lateinamerika und in Afrika aus. Neben NAFTA sollen immer wirtschaftsliberalere Freihandelsabkommen¹² die Profite der westlichen Konzerne sichern – zulasten der Menschen in den südlichen Ländern. Selbst die „Entwicklungshilfe“ dient dazu, eigene Unternehmen zu fördern und dabei andere Staaten wirtschaftlich anzugliedern. „Hilfskredite“, die gegeben wer-

den, müssen später mit hohen Zinsen bezahlt werden. Das gelingt in armen Ländern nur, wenn noch mehr Ackerland und noch mehr Rohstoffe für den Export eingesetzt werden. Geraten die Länder in die „Schuldenfalle“, werden sie nie mehr herausgelassen. Ihnen werden dann vom Internationalen Währungsfonds strenge Auflagen gemacht. Sie müssen zum Beispiel ihre der Ernährungssicherheit dienenden Getreidespeicher auflösen.¹³ Externen Nahrungsmittelspekulanten ist dagegen das Anlegen von Getreidespeichern erlaubt.¹⁴ Private „Geierfonds“ dürfen die armen Länder finanziell weiter auspressen.

Diese Politik ist in hohem Maße für die Migration verantwortlich. Statt sich der Verantwortung zu stellen, lassen westliche Regierungen hohe Zäune bauen. An der Grenze der USA – und im Norden Afrikas.

REINHARD GROSSMANN

Anmerkungen und Literatur:

¹⁰Reisen mit Güterzügen wird stark behindert. Siehe Hillenbrand (2014): Mexiko verstärkt Maßnahmen gegen Migranten. URL: <http://amerika21.de/2014/08/105255/mexiko-bestia-migration>

²Vgl. dazu: <http://www.pewresearch.org/fact-tank/2014/11/18/5-facts-about-illegal-immigration-in-the-u-s/>

³Siehe Reportage „Die Sklaven des Freihandels“ (2012). URL: <http://www.youtube.com/watch?v=CuG929nD0d4>

⁴Vgl. dazu: <https://www.el.rub.de/wiki/sozentin/index.php/Maquiladora-Industrie>

⁵Vgl. u.a.: <http://www.welt-ernaehrung.de/2011/11/14/mexiko-lateinamerika-todliche-pestizide>

⁶Vgl. dazu: attac (2012): Mexiko zahlt Schadensersatz wegen Erfrischungsgetränksteuer. URL: <http://wolf-im-freihandelspelz.tumblr.com/post/70236591858/metalclad-darf-keine-deponie-fuer-sondermuell-bauen>

⁷Siehe auch: Neuber (2014) BKA bildet Polizei in Mexiko seit Jahren aus. Amerika21. URL: <http://amerika21.de/2014/12/109882/polizei-mexiko-bka-ausbildung>

⁸Siehe auch: Guzmán (2014): Deutschen Gewehre im Einsatz gegen Studenten im mexikanischen Iquala. America21. URL: <http://amerika21.de/2014/12/109877/heckler-und-koch-iguala>

⁹Siehe Deutsche Welle (2013): Wo der amerikanische Traum endet (2013). URL: <http://www.youtube.com/watch?v=pUJ4jRGq-EI>

¹⁰Vgl. Altvater (2014): Tödlicher Freihandel. Der Freitag. URL: <https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/toedlicher-freihandel>

¹¹Vgl. Han, Petrus (2005): Soziologie der Migration, Lucius & Lucius, Stuttgart, S. 3

¹²Ein Beispiel ist das Europäische Abkommen mit Staaten in Afrika/Karibik/Pazifik: www.stopepa.de

¹³Zum Beispiel Niger siehe Ziegler, Jean (2012): Wir lassen sie verhungern, Bertelsmann, München, S. 57

¹⁴Vgl. Deutschlandfunk (2011): Die Hunger-Spekulanten. URL: http://www.deutschlandfunk.de/die-hunger-spekulanten.769.de.html?dram:article_id=114831

VIRTUELLE REALITÄT

Wer sich zu viel in den virtuellen Welten von Online-Rollenspielen und von Gaming-Plattformen aufhält, wird in der *realen* Welt mitunter schräg von der Seite angeschaut. Dies hat jedoch nicht nur mit der für Zocker vermeintlich typischen Kleidung und der ungepflegten Haut zu tun, anhand deren der Laie glaubt, jene besondere Spezies erkennen zu können. Wer sich als Vielspieler outet, steht unter dem ständigen Verdacht, ein gestörtes Verhältnis zur Realität zu pflegen. Der schlechte Einfluss von Spielen scheint besonders da erwiesen, wo solche die Hemmschwelle zur Anwendung von Gewalt angeblich drastisch reduzieren, wie im Fall der in der Presse häufig genannten *Killerspiele*. Psychologen und Kriminologen, wie der medial omnipräsente Dr. Christian Pfeiffer, warnen seit Jahren vor den Folgen des Konsums von Computerspielen, besonders für Jugendliche. Diese, so die Befürchtung, verlören im Zuge der immer realistischeren Darstellungen von Krieg und Gewalt ihr natürliches Distanzgefühl und sähen in den simulierten Strategien von Ego-Shootern Lösungsansätze für ihre lebensweltlichen Probleme.

Interessant an der Debatte ist ihre historische Dimension. Während der negative Einfluss von Computerspielen erst mit deren breiteren Vermarktung und der besser werdenden Graphik seit den 90er Jahren diskutiert wird, ist die allgemeinere Einschätzung, dass bestimmte Medien eine Gefahr für ihre Rezipienten darstellen, bereits mehr als 400 Jahre alt. Seit der Erfindung des Buchdrucks hält sich der Vorwurf, Medien hätten die Macht, ihren Konsumenten wahlweise irreführende oder gefährliche Ideen einzuflüstern oder sie schlicht und einfach verdummen zu lassen. Die Propaganda gegen Ritter- und Liebesromane im 16. Jahrhundert ist dafür ein ebenso gutes historisches Beispiel wie der *Index Librorum Prohibitorum* des Vatikan. Auch wenn Romane in der heutigen Zeit nur noch selten in den Verdacht geraten, *die Gehirne ihrer Leser auszutrocknen*¹, so nehmen Kampagnen gegen andere Unterhaltungsmedien in der modernen Gesellschaft erst so richtig an Fahrt auf. Neben der erwähnten Kritik an Computerspielen ist es vor allem die Popmusik, die seit den 50ern mit jeder neuen Generation Entsetzen auslöst und die Prognose der Erosion gesellschaftlicher Werte nach sich zieht. Modernere Formen der Medienkritik beziehen sich etwa auf den negativen Einfluss der Teletubbies auf Kinder oder den angeblich verblödenden Effekt so mancher Scripted-Reality-Sendung.

Ein anderer Bereich der Massenmedien wiederum eignet sich trotz seiner offensichtlich manipulierenden Wirkung kaum noch zur Skandalisierung. In Bezug auf die Werbung sind wir es so sehr gewöhnt, mit verzerrten, idealisierten Bildern der Realität konfrontiert zu werden, dass wir uns darüber kaum

empören können.² Als kompetente Mediennutzer wird von uns erwartet, dass wir damit rechnen, betrogen zu werden. Im Gegensatz zu Unterhaltungsmedien und Werbung beanspruchen Nachrichten und Berichte Objektivität und Faktennähe.³ Idealtypischerweise wird hier die Realität wirklichkeitsgetreu und ohne Wertung widergespiegelt und höchstens komprimiert dargestellt. Zweifel an dieser Selbstdarstellung scheinen jedoch angebracht und werden mitunter sogar im Nachrichtenwesen selbst reflektiert. Die Studie von Maxwell McCombs aus dem Jahr 2004 (*Setting the Agenda*) scheint zu belegen, was wir schon immer zu wissen glaubten, dass nämlich auch in Demokratien die Medienagenda in der Regel nicht das widerspiegelt, was zum jeweiligen Zeitpunkt an historischen Ereignissen und Entwicklungen *objektiv* vorliegt (vgl. Mc Combs 2004). Die Reaktion auf diese Ergebnisse könnte nun wiederum Empörung sein. Stattdessen scheint es aus soziologischer Sicht angebracht einmal zu fragen, was denn genau diese Realität ist, die von den Massenmedien verzerrt dargestellt wird.

Die Zweifel an der menschlichen Fähigkeit, die Wirklichkeit so zu sehen wie sie an sich ist, reicht historisch weit über die Anfänge der Disziplin zurück. Bereits Nikolaus von Kues geht im 15. Jahrhundert davon aus, dass es nichts gibt, das durch menschliche Wahrnehmung in seinem inneren Sein erschöpfend erkannt werden kann (vgl. von Kues 1958). Descartes treibt 200 Jahre später den Zweifel gegenüber dem Wahrheitsgehalt der wahrgenommenen Wirklichkeit auf die Spitze. Außerhalb der Aussage *cogito ergo sum* müsse jede Aussage über die Wirklichkeit grundsätzlich in Frage gestellt werden. Da Descartes selbst die Tatsache bezweifelt, dass es mehr als nur ein Subjekt gibt, bleibt ihm als Mittel

Als kompetente Mediennutzer wird von uns erwartet, dass wir damit rechnen, betrogen zu werden.

der Wahrheitsfindung nur die Meditation – eine naturgemäß sehr unkommunikative Methode (vgl. Descartes 1986). Die sozialwissenschaftliche Schule des Konstruktivismus greift die philosophische Tradition des Skeptizismus auf und stellt grundsätzlich in Frage, dass sich die Wirklichkeit, mit welcher ausgetüftelter Methode auch immer, objektiv beobachten lasse. Realität ist, aus dieser Perspektive betrachtet, immer ein sozial oder psychisch erzeugtes Konstrukt. Selbst der radikalste Konstruktivist muss sich dabei zwar immer auf ein Minimum von ontologischen Aussagen berufen, um sich nicht *aus dem Wissenschaftssystem zu katapultieren*, wie es Peter Fuchs ausdrücken würde (Fuchs 2003: 208). Dieser ontologische Kompromiss besteht in der Systemtheorie in der Unterscheidung zwischen einer gegenständlichen (Um-)Welt und der Gesellschaft als soziales System, deren weitere Dekonstruktion vermutlich in die soziale Isolation führen würde. Was jedoch bleibt, ist die Erkenntnis, dass es keine Realität unabhängig eines Beobachters geben kann. Damit wäre

Kaffee.Punk.Kicker.Sofas.G
odzilla.Barre.SchummrigSc
hön.Sitzen.Liegen.Tee.M
arx.Hippiemusik.Textanaly
se.AfriCola.Zeitungsschni
psel.Lesung.Zurücklehnen.
Kennenlernen.Licht.Torju
bel.OriginalSoundTrack.Ki
no.Bass.Knutschen.Schach.



IrishFolk.Kabarett.Dogme
n.Tekken.Apfelschorle.Eul
en.FairTrade.Schaukelstuh
l.Flurfunk.Veltins.Fachidio
ten.Politik.Kekse.Ideen.Ja.
Alles.

Meistens offen.
Reinschauen.

Das Sozcafé findet
ihr in X - C2-116

aber auch der Vorwurf der Verzerrung einer solchen Realität streng genommen obsolet.

Man könnte sich nun die Frage stellen, ob bei solch einer Spitzfindigkeit nicht die Brisanz des anfangs aufgeworfenen Problems unterschätzt wird. Schließlich geht es bei den genannten Vorwürfen gegenüber Computerspielen um mehr als eine unsaubere Methodologie. Vielleicht könnte man sich darauf einigen, dass das Problem weniger in den Computerspielen selbst zu suchen ist, als in deren Konsum. Genau wie in Bezug auf andere Medien auch, wird vom kompetenten Nutzer erwartet, dass er zwischen der dargestellten fiktiven Welt und der nicht-fiktiven Welt unterscheidet. Diese Unterscheidung ergibt sich aus der Logik des Unterhaltungsmediums. Wer einen Horrorfilm sieht, erwartet nicht, dass das Monster im nächsten Moment durch die Küchentür kommt. Ebenso wird von einem Spieler erwartet, dass er seine Mitmenschen nicht mit Zombies verwechselt. Wo eine solche Kompetenz aber fehlt, wird dies in der Regel bereits heute pathologisiert und einer psychologischen Behandlung zugeführt. Die futuristischen Vorstellungen der 90er Jahre, dass Maschinen die sensorische Wahrnehmung des Menschen so nachhaltig beeinflussen könnten, dass reale und virtuelle Welt nicht mehr unterschieden werden könnten, hat sich nach allem, was wir wissen, jedenfalls bisher nicht bewahrheitet (vgl. Lister 2009: 35-37). Aus einer cartesianischen Position heraus ließe sich freilich darüber sinnieren, ob *wir* (?) nicht doch bereits in der Matrix leben.

PHILIPP NEEB

¹So der pathologische Befund Don Quijote in Cervantes gleichnamiger Persiflage auf die zur damaligen Zeit weit verbreitete Angst vor Romanen (vgl. De Cervantes 1887: 47).

²Anders steht es mit Werbung, deren Hauptzielgruppe aus Kindern besteht, von denen man nicht in gleicher Weise erwarten kann, dass sie zwischen Realität und Fiktion unterscheiden.

³Zu den drei Programmtypen Unterhaltung, Werbung und Nachrichten/Berichte siehe Luhmann 2009.

Literatur:

De Cervantes, Miguel 1876 [1605]: *Der sinnliche Junker Don Quijote von der Mancha*. 1. Bd. Hildburghausen: Verlag des Bibliographischen Instituts.

Descartes, René 1986 [1641]: *Meditationes de Prima Philosophia*. Leipzig: Reclam.

Fuchs, Peter 2003: *Die Theorie der Systemtheorie – erkenntnistheoretisch*. In: Jetzkowitz, Jens & Carsten Stark: *Soziologischer Funktionalismus. Zur Methodologie einer Theorietradition*. Opladen: Leske&Budrich, 205-218.

Lister, Martin et. al. 2009: *New media. A critical introduction*. 2. Aufl. New York: Routledge, S. 35-37.

Luhmann, Niklas 2009: *Die Realität der Massenmedien*. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Mc Combs, Maxwell 2004: *Setting the Agenda. The Mass Media and Public Opinion*. Cambridge: Polity Press.

Von Kues, Nikolaus 1958 [1445]: *De deo abscondito*. In: Ders. 1958: *Drei Schriften vom Verborgenen Gott*. Hamburg: Felix Meiner Verlag.

APPEALS

KISTLE

OPRA
KISTLE



SINEN-

ANGEN! STE!

Kampf um die Deutungshoheit im öffentlichen Raum? Nur auf den ersten Blick: Sowohl der „Apfelsinenkiste“-Schriftzug als auch das subversiv anmutende Graffiti wurden von der BGW (Bielefelder Gemeinnützige Wohnungsgesellschaft) beauftragt...

Gesellschaftliche Trendgruppen über die Zeit



1960er:
Hippies



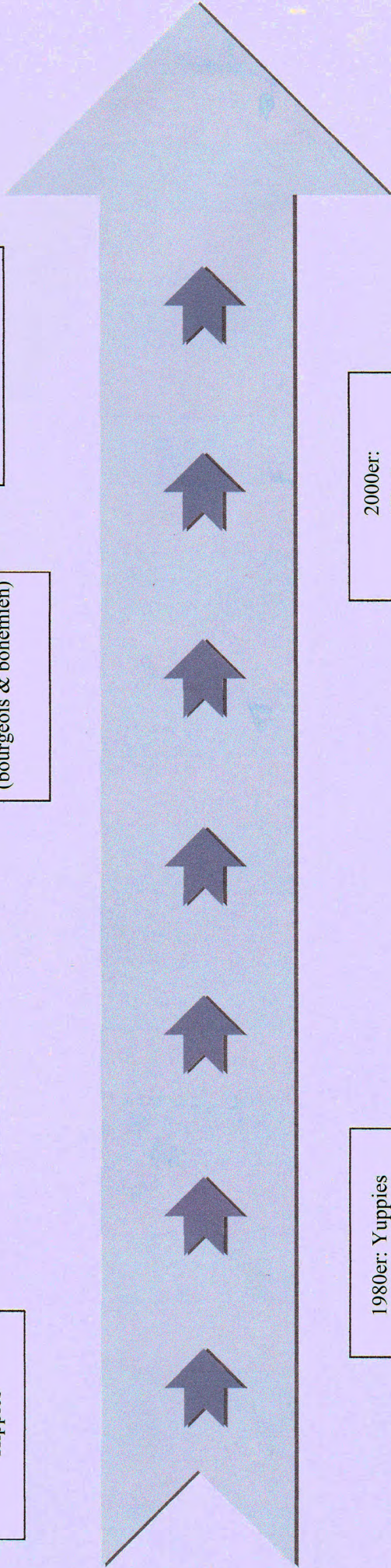
1980er/ 90er: Yuffies
(young urban failures)



2000er:
Bobos
(bourgeois & bohémien)



2014:
Lumbersexuelle
(Holzfäller-Look mit Bart)



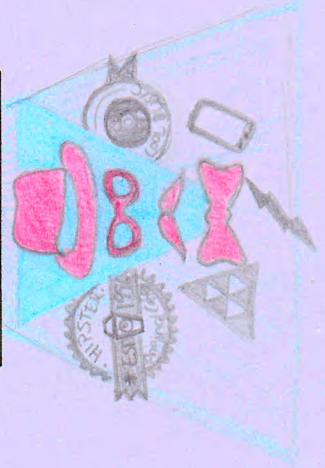
1980er: Yuppies
(young urban professionals)



1990er:
Metrosexuelle



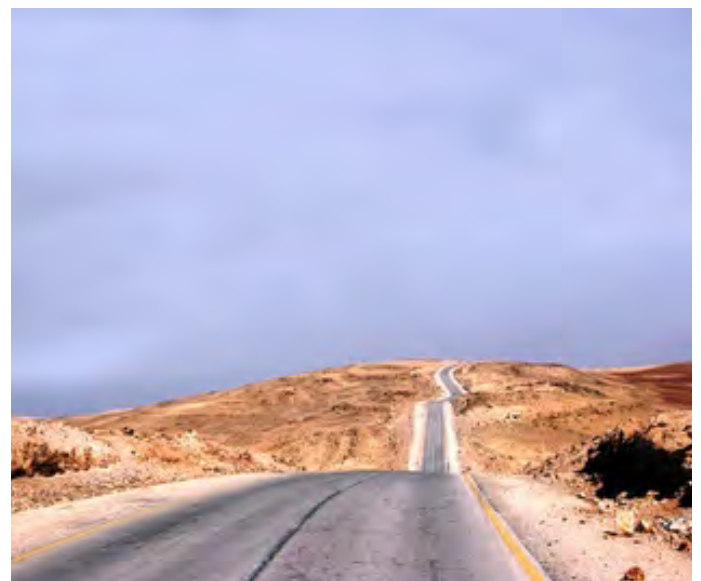
2000er:
Hipster



WIE MAN STAATSGRENZEN IN DIE WÜSTE SCHICKT

Der Bulldozer stößt tiefschwarze Rauchfahnen aus dem Auspuff. Mit voller Kraft lenkt der Fahrer ihn gegen einen Wall aus Sand. Stück für Stück trägt er diesen ab. Eine halbe Stunde dauert der Kraftakt, dann ist es vollbracht. Es klafft eine gewaltige Lücke in der vorher noch unüberwindlich erscheinenden Grenzanlage. Männer mit Gewehren jubeln und feuern Freudenschüsse in die Luft. Symbolträchtig hat der Islamische Staat einen Abschnitt der Trennlinie zwischen den Staaten Irak und Syrien eingegrissen. Geschaffen wurde diese Grenze, im Anschluss an den ersten Weltkrieg, von den einstigen Kolonialmächten Großbritannien und Frankreich. Mehr als 90 Jahre bestand diese Grenze und wurde nun, ganz pragmatisch, von einer Baumaschine durchbrochen.

Der *Islamische Staat* hat Fakten geschaffen, in der trockenen Einöde im Nordwesten des Irak und dem Osten Syriens (vgl. Phillips 2014: 496). Eine Organisation, die vor 16 Jahren noch aus einer kleinen Gruppe Glaubenskrieger bestand, ist heute in der Lage transnationale Grenzen auszuradiieren und ein Herrschaftsgebiet zu errichten, das der Fläche Großbritanniens entspricht. Acht Millionen Menschen leben mittlerweile im Einflussbereich des *Islamischen Staates* (vgl. Steinberg 2015: 115). Was hat den *Islamischen Staat* in die Lage versetzt, solche Veränderungen an der Arithmetik einer Region vorzunehmen? Dieser Artikel wird die Situation aus der Perspektive des Sozialkonstruktivismus in den Blick nehmen. Dies bedeutet, dass weder die militärischen Kapazitäten, noch die Organisationsstrukturen im Fokus stehen, sondern ein nicht-materielles, aber dennoch kraftvolles Element. Die Idee. Der Sozialkonstruktivismus beschreibt Ideen als einen häufig übersehenen Bestandteil in den Internationalen Beziehungen. "Without ideas there are no interests, without interests there are no meaningful material conditions, without material conditions there is no reality at all" (Wendt 2004: 139). Ideen, die sich durchgesetzt haben, erreichen den Status einer vermeintlichen Nicht-Hinterfragbarkeit. Öl ist wertvoll ("idea"). Ölquellen zu sichern ist erstrebenswert ("interest"). Ölquellen sind vor allem in Saudi-Arabien ("meaningful material condition"). Es gibt Ölquel-



Katharina Wieland-Müller / pixelio.de

len ("material condition"). Dieser stabilisierende Faktor ist sinnvoll, da ansonsten das Rad immer wieder neu erfunden werden müsste. Die Gefahr besteht allerdings darin, Zustände für selbstverständlich zu halten und die gedankliche Flexibilität zu verlieren. Warum sollte Öl wertvoll bleiben, wenn ein synthetisches Produkt es in Zukunft komplett ersetzen würde? Alles ist hinterfragbar und im Laufe der Zeit anders zu bewerten. Hier kommt die beinahe märchenhaft erscheinende Idee des *Islamischen Staates* ins Spiel.

Sie handelt von der Erschaffung eines Kalifates. Sie bezieht sich dabei auf ein einstmals real existierendes Herrschaftskonstrukt, welches sich in seiner größten Ausdehnung, als

Islamisches Imperium, über den gesamten Nahen Osten und von Nordafrika bis nach Spanien erstreckte. Der *Islamische Staat* greift dieses Bild wieder auf und erstellt ein mit zahlreichen Motiven aufgeladenes Narrativ. Dieses preist das „Ur-Kalifat“ als einen paradisischen und wundervollen Ort an. Geschützt von mächtigen Armeen lebten die Muslime vereint in einer vollkommen dem Islam verpflichteten Gemeinschaft, der Umma (vgl. Furlow et al. 2014: 4f., 13).

Die Re-Territorialisierung beschreibt die Aufladung eines Gebietes mit einer neuen sozialen Bedeutung.



laufen. Da die Schiiten vom *Islamischen Staat* dafür verantwortlich gemacht werden, dass sie die Einigkeit des Islam unterminiert und somit das Kalifat geschwächt hätten, besteht ein institutionalisierter Hass gegen diese Glaubenskonfession (vgl. Steinberg 2015: 128). Zusätzlich wurde der Hass noch durch eine zeitgenössische innenpolitische Entwicklung gesteigert. Saddam Hussein, der die Sunniten protegierte, wurde 2003 von den US-Amerikanern abgesetzt und mit ihm ein Großteil der sunnitischen Elite in der Regierungsverantwortung (vgl. Hippler 2007: 94). An deren Stelle wurden Schiiten gesetzt, um eine Rückkehr Saddam-treuer Elemente zu verhindern. Diese Umpolung der Machtdynamik, vollendet durch den irakischen Ministerpräsidenten al-Maliki, hat die Sunniten marginalisiert und als potentielle Terroristen stigmatisiert (vgl. Gulmohamad 2014: 4). Sie waren weitgehend vom politischen Prozess ausgeschlossen und zu Zuschauern im eigenen Land degradiert. Die irakische Regierung hatte weder Verwendung, noch eine konkrete Idee für die positive Gestaltung der sunnitischen Provinzen. Der syrische Regierungschef al-Assad wiederum setzte massive Gewalt gegen Sunniten ein, die gegen die Ungleichbehandlung der Regierung demonstrierten (vgl. Said 2014: 175).

Der andere Feind sind die ehemaligen Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich, die nach dem ersten Weltkrieg das unterlegene Osmanische Reich, die letzte Manifestation des „Ur-Kalifates“, untereinander aufteilten. Die Grenzen wurden dabei am Reißbrett gezogen und waren an die Interessen Großbritanniens und Frankreichs gebunden (vgl. Heine 2002: 11f.). Auch wenn sich der Irak und Syrien zu souveränen Staaten entwickelten, bleibt ihre Entstehung untrennbar mit einem westlichen Diktat verknüpft. Die Einmischung der USA in die Angelegenheiten im Nahen Osten führten dazu, dass der *Islamische Staat* westliche Staaten als moderne Kreuzfahrernation bezeichnet und somit einen Brückenschlag zur erfolgreichen Abwehr christlicher Angriffe auf die muslimische Welt zieht. „Unsurprisingly, in the modern context, the outside forces most commonly viewed as threatening

the ummah are the United States and its Western allies who are often labeled, as in the passage above, ‘the Jews and Crusaders’” (Furlow et al. 2014: 4). Diese Vorstellungen des *Islamischen Staates*, entstanden aus der Idee eines Kalifates, kristallisieren sich zu einem einfachen Schema heraus: das wundervolle und erstrebenswerte Kalifat mitsamt der Umma auf der einen Seite, bedroht durch schiitischen Ungläubigen und deren westlichen, kreuzfahrenden Unterstützern auf der anderen Seite. Da zu beiden Seiten der Grenze Sunniten leben kann die Diskreditierung des betreffenden irakischen und syrischen Territoriums leicht gelingen. Kulturell begründeter Widerstand war nicht in nennenswertem Ausmaß zu erwarten und ist schließlich auch nicht eingetreten. Der Bulldozer rollte und kein Anrainer weinte der Grenze eine Träne nach. Zu viele profitierten von deren Abschaffung (vgl. Barrett 2014: 23).

Die strengen Regeln aus dieser Zeit sind in den sogenannten Hadithen überliefert und dienen als schriftliche Grundlage für die Wiedererrichtung des Kalifates und der Umma in der modernen Welt. Die Idee des Kalifates stellt einen genauen Bauplan dar, der aufzeigt, wofür seine Anhänger kämpfen sollen und warum es für Muslime notwendig ist, im Alltag durch die strikte Auslegung archaischer Texte kontrolliert zu werden (vgl. Steinberg 2015: 120). Es ist die Sicherstellung der genauen Imitation einer Lebensweise, die vor Jahrhunderten die Menschen zu einer Schicksalsgemeinschaft einte, und nun ebenfalls wieder einen soll. Diese beiden Vorgänge, die Wiedererrichtung des Kalifates und die Vereinigung der Umma kondensieren in einem Prozess, der als Re-Territorialisierung bezeichnet wird (vgl. Jabareen 2014: 54). Die Re-Territorialisierung beschreibt die Aufladung eines Gebietes mit einer neuen sozialen Bedeutung. Die neue Bedeutung besteht darin, dass in diesem Gebiet die Ordnungsvorstellungen des *Islamischen Staates* gelten und die Menschen dort sich dessen bewusst sind. Sie halten sich also nicht mehr an irakisches bzw. syrisches Recht sondern an das Recht des *Islamischen Staates*.

Auch wenn sich der Irak und Syrien zu souveränen Staaten entwickelten, bleibt ihre Entstehung untrennbar mit einem westlichen Diktat verknüpft.

Damit die alte soziale Bedeutung vollständig überschrieben werden kann, muss sie allerdings zunächst vom Gebiet abgelöst werden. Dies wird am einfachsten bewerkstelligt, indem sie diskreditiert wird. Dieser erodierende Vorgang nennt sich De-Territorialisierung und ist der Re-Territorialisierung vorgeschaltet (ebd.). Dazu extrahiert der *Islamische Staat*, aus der Idee des Kalifates heraus, eindeutige Feindbilder. Die Schiiten, einst Glaubensbrüder, sehen die Hadithe als nicht rechtmäßig an. Das bedeutet, dass die Legitimationsstrukturen des *Islamischen Staates* bei Schiiten vollkommen ins Leere

Die Erzählungen des *Islamischen Staates* mögen stark vereinfachend wirken. Das macht sie aber nicht zu einer Märchengeschichte, sondern zu einer kompromisslosen Ideologie, mit einem plakativen Ziel und exponierten Feindbildern. In die Idee des Kalifates ist noch ein dritter Bestandteil verwoben. Es sind eschatologische Prophezeiungen, die eine Vision von einer endzeitlichen Entscheidungsschlacht zeichnen, ausgetragen in einem Gebiet, welches derzeit tatsächlich vom *Islamischen Staat* kontrolliert wird. "Almost any important development, on or off the battlefield, is used as a sign that the end is near, not least the capture of towns like Dabiq, mentioned in a number of particularly eschatological hadiths" (Saltman & Winter 2014: 32f.). Der Kampf gegen die Feinde wird durch sie auf eine ultimative Ebene gehoben. Mitleid, Gnade und Einfühlungsvermögen sind keine Kriterien, vielmehr ist der Feind absolut entmenschlicht. Der Brutalität sind damit keine moralischen Grenzen gesetzt. Schon vor der Ausrufung des Kalifates, als der *Islamische Staat* noch unter dem Namen *Islamischer Staat im Irak und Syrien* firmierte, verbreitete dieser Angst, Schrecken und Terror unter den Feinden. "In addition to being excessive, extreme and sadistic, ISIS's instrumental violence shows a profound callousness toward the victims and their families, and a complete absence of remorse for the suffering it causes" (Neer & O'Toole 2014: 147). Die enthemmten Kämpfer umgab die Aura einer unerbittlichen Naturkatastrophe, vor der es vor allem für Schiiten nur eine Option, die Flucht, gab (vgl. Rosiny 2014: 4).

Die Wirkung dieses Ideenkomplexes, der sich aus dem Kalifat entfaltet wird zudem noch internationalisiert. Die Bilder von Kalifat, Umma und dem eschatologisch untermauertem Dihad werden im Internet, auf Hochglanz poliert, global weiterverbreitet (vgl. Caris & Reynolds 2014: 9). Tausende ausländische Kämpfer sind dem Ruf des *Islamischen Staates* gefolgt. "As such, its claim to be a 'caliphate' is one of the most powerful drivers of recruitment for IS, with people succumbing to its appeal in their thousands" (Saltman & Winter 2014: 32). Tausende ausländische Kämpfer, die das Kalifat, die Umma und den brutalen Dihad bejahen und die alte Ordnung und Konzeptionen von Staaten (Irak und Syrien), Grenzen (Sykes-Picot) und Nationalitäten verneinen.

Die Legitimität des Kalifates entspringt also nicht aus der Anerkennung der internationalen Gemeinschaft und der Einhaltung des Völkerrechts. Sie ist ein atavistischer Gegenentwurf zu einem formalisierten, institutionellen Akt und trägt sich aufgrund der historischen und religiösen Aufladung von allein. "Eine Anerkennung durch Staaten der 'Ungläubigen' ist hingegen nicht intendiert. Schließlich geht es dem neuen Kalifen auch nicht um die Anerkennung seiner Legitimität durch die Muslime – die Pflicht hierzu ist nach seiner Interpretation 'göttlich' und unterliegt nichtmenschlicher Entscheidung –, sondern um die Unterwerfung der Gläubigen" (Rosiny 2014: 6). Die Narrative bilden ein Vorbild, welches zu erreichen ist. Die Feindbilder positionieren Konkurrenten um die direkte Kontrolle des Territoriums oder um die Legitimität

vor eine Zielscheibe. Und die eschatologischen Prophezeiungen schließlich geben den Weg vor, mit welcher Härte und Entschlossenheit die Feinde vor dieser Zielscheibe bekämpft und die Vision eines weltumspannenden Kalifates wahr gemacht werden soll.

Der Erfolg gibt dem *Islamischen Staat*, zumindest im Hinblick auf das beanspruchte Territorium, bislang Recht. Geopolitische Karten zeigen in den Grenzen des Irak und Syriens ein riesiges schwarzes Gebilde. Ein Gebilde welches den *Islamischen Staat* und seine Idee eines Kalifates repräsentiert. Eine Idee, die dazu geführt hat, dass Rauchfahnen speiende Bulldozer in der Realität Grenzanlagen zerlegen.

FABIAN TISCHNER

Literatur:

Barrett, Richard 2014. *The Islamic State. The Soufan Group*. URL: <http://soufangroup.com/wp-content/uploads/2014/10/TSG-The-Islamic-State-Nov14.pdf> (14.09.2015).

Caris, Charles C. & Reynolds, Samuel 2014. *ISIS Governance in Syria*. *Middle East Security Report* 22, 1-41.

Furlow R. Bennet & Fleischer, Kristin & Corman Steven R. 2014. *De-Romanticizing the Islamic State's Vision of the Caliphate*. *Center for Strategic Communication* 1402, 1-17.

Gulmohamad, Zana Khasraw 2014. *The Rise and Fall of the Islamic State of Iraq and Al-Sham (Levant)* *ISIS*. *Global Security Studies* 5 (2), 1-11.

Heine, Peter 2002. *Schauplatz Irak – Hintergründe eines Weltkonfliktes*. Freiburg im Breisgau: Herder.

Hippler, Jochen 2007. *Von der Diktatur zum Bürgerkrieg – Der Irak seit dem Sturz Saddam Husseins*. In: Hippler, Jochen (Hrsg.). *Von Marokko bis Afghanistan – Krieg und Frieden im Nahen und Mittleren Osten*. Hamburg, S. 92-109.

Jabareen, Yosef 2014. *The emerging Islamic State: Terror, territoriality, and the agenda of social transformation*. *Geoforum* 58, 51-55.

Neer, Thomas & O'Toole, Ellen 2014. *The Violence of the Islamic State of [sic!] Syria (ISIS): A Behavioral Perspective*. *Violence and Gender* 1 (4), 145-156.

Phillips, Andrew 2014. *The Islamic State's challenge to international order*. *Australian Journal of International Affairs* 68 (5), 495-498.

Rosiny, Stephan 2014. „Des Kalifen neue Kleider“: *Der Islamische Staat in Irak und Syrien*. *GIGA Focus* (6), 1-8.

Said, Benham T. 2014. *Islamischer Staat. IS-Miliz, al-Qaida und die deutschen Brigaden*. 3. Aufl., München: Beck.

Saltman, Erin Marie & Winter, Charlie 2014. *Islamic State: The Changing Face of Modern Jihadism*. Quilliam Foundation. URL: <http://www.quilliam-foundation.org/wp-content/uploads/publications/free/islamic-state-the-changing-face-of-modern-jihadism.pdf> (14.09.2015).

Steinberg, Guido 2015. *Kalifat des Schreckens. IS und die Bedrohung durch den islamischen Terror*. München: Knauer.

Wendt, Alexander 2004. *Social Theory of International Politics*. 7. Aufl., Cambridge: Cambridge University Press.

EUROMAJDAN: RAUM FÜR DEMOKRATIE?

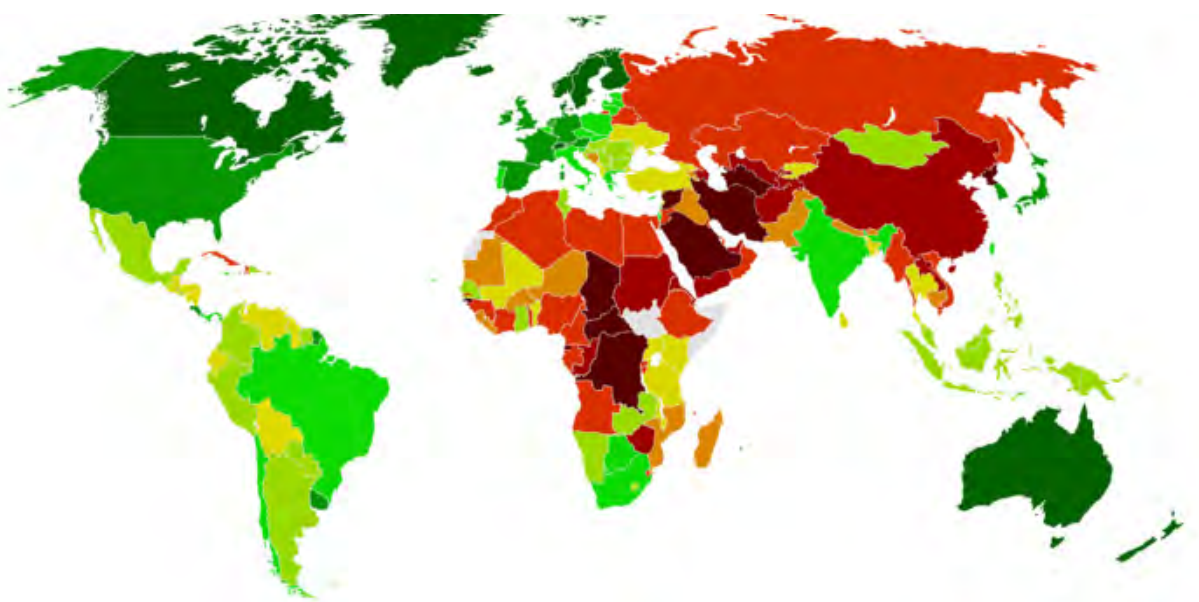
Die Ukraine ist unverhofft ins Zentrum des weltpolitischen Geschehens geraten. Dabei begann alles zuversichtlich: mit der Forderung nach (mehr) Demokratie. Demokratie? Demokratie ist in aller Munde. Die Europäische Union erklärt Demokratie zum Kernbestandteil ihrer Identität. Putin spricht für Russland von einer *gelenkten Demokratie* und entwirft die Eurasische Union als Alternative zur EU (vgl. Hacke 2014: 40). In ihrer Mitte befindet sich die Ukraine, in der die unerwartete Weigerung des Präsidenten Janukowytschs, das Assoziierungsabkommen mit der EU zu unterzeichnen, Massenproteste auf dem Majdan auslöste. Die Menschen protestierten für demokratische Reformen – gegen Korruption, gegen Versuche, diktatorische Gesetze einzuführen und bürgerliche Freiheiten einzuschränken (vgl. Portnov, 2014: 6). Dabei verschmelzen Elemente des ukrainischen Nationalismus mit dem Mythos Europa als Raum, in dem Gerechtigkeit und Demokratie verwirklicht scheinen (vgl. ebd.). Dies zeigt bereits, wie Demokratie in der Lage ist, Vorstellungen von Räumen und Zugehörigkeiten zu verändern. Dieser Essay möchte Narrative, die den Begriff der Demokratie umgeben, in den Fokus rücken. Am Beispiel der Proteste um den Majdan und ihrer Folgen, lässt sich veranschaulichen, welche Rolle dem Narrativ der Demokratie in der diskursiven Konstruktion geopolitischer Räume zukommt.

Aber zunächst zum Begriff der Demokratie

Demokratie bedeutet Herrschaft des Volkes, so die allgemeinste, aus der Antike stammende Definition. Was aber verstehen heutige Denker unter dem Begriff Demokratie? Ein populärer, zeitgenössischer Demokratietheoretiker ist Jacques Rancière. Demokratie versteht er als eine „Tätigkeit, die den oligarchischen Regierungen unaufhörlich das Monopol über das öffentliche Leben und dem Reichtum die Allmacht über das Leben aller entreißt“ (Rancière 2011: 114). Interessant ist, dass Demokratie in dieser Definition nicht als Staatsform, sondern als eine auf Zeit angelegte Tätigkeit betrachtet wird. Außerdem fügt Rancière an, dass jeder Staat oligarchisch sei, somit auch westliche Staaten, in denen sich eine Konsenskultur oligarchischer Rechtsstaaten etabliert habe (vgl. ebd.: 87f.). Dies bedeutet: Es gibt freie Wahlen, aber dasselbe herrschende Personal wird unter anderen Etiketten reproduziert. Die Administration ist nicht korrupt. Es werden die Freiheiten der Individuen respektiert – mehr in Bezug auf Presse-, Versammlungs- und Demonstrationsfreiheiten, weniger in Bezug auf Freiheiten, die Raumfragen betreffen (Bewachung der Grenzen und territoriale Sicherheit). Rancière kommt zu dem Schluss, man müsse die Demokratie bekämpfen, weil die Demokratie der Totalitarismus sei (vgl.

Es gibt freie Wahlen, aber dasselbe herrschende Personal wird unter anderen Etiketten reproduziert.

interessant ist, dass Demokratie in dieser Definition nicht als Staatsform, sondern als eine auf Zeit angelegte Tätigkeit betrachtet wird. Außerdem fügt Rancière an, dass jeder Staat oligarchisch sei, somit auch westliche Staaten, in denen sich eine Konsenskultur oligarchischer Rechtsstaaten etabliert habe (vgl. ebd.: 87f.). Dies bedeutet: Es gibt freie Wahlen, aber dasselbe herrschende Personal wird unter anderen Etiketten reproduziert. Die Administration ist nicht korrupt. Es werden die Freiheiten der Individuen respektiert – mehr in Bezug auf Presse-, Versammlungs- und Demonstrationsfreiheiten, weniger in Bezug auf Freiheiten, die Raumfragen betreffen (Bewachung der Grenzen und territoriale Sicherheit). Rancière kommt zu dem Schluss, man müsse die Demokratie bekämpfen, weil die Demokratie der Totalitarismus sei (vgl.



EIU DEMOCRACY INDEX 2014
GRÜN: DEMOKRATISCH, GELB/ ORANGE: HYBRID-REGIME, ROT: AUTORITÄRE REGIME

Boudagga2014 (CC BY-SA 4.0) / commons.wikimedia.org

ebd.: 110). Eine solche Anleitung mag jedoch für diejenigen, die sich außerhalb der EU und Nordamerikas die Forderung nach Demokratie auf ihre Fahnen schreiben – wie beispielsweise in der Ukraine – als gänzlich unbrauchbar erscheinen. Tatsächlich kann man aber gerade dort, wo sich die Forderung nach Demokratie mit Protest verbindet, dem Mut und der Freude nachspüren, die zu entfachen die Demokratie laut Rancière in der Lage ist (ebd.: 115).

Demokratie als Tätigkeit

In der wissenschaftlichen Debatte zeigt sich, wie unterschiedlich der Begriff Demokratie aufgefasst werden kann. Dies mag erklären, warum Demokratie global auf vielfältige Reaktionen stößt: von schallender Begeisterung, nüchternem Widerspruch und allem, was irgendwo dazwischen liegt. Im Sinne Rancières sollen im Folgenden Praxen und Tätigkeiten im Vordergrund stehen, die als demokratisch oder als Demokratie fördernd gerahmt werden. Dies bedeutet, dass europäische Staaten nicht qua ihrer Selbstdefinition als demokratische Staaten notwendig demokratisch/-er sind. Allerdings bleibt diese Selbstdefinition nicht ohne reale Folgen für Europa: territoriale Grenzen und strikte Visaregime trennen die demokratisch-europäischen Staaten im Inneren von den Anderen außerhalb.

Wer rein will, muss sich beweisen, so auch die Ukraine. Der Verweis auf die so vorangetriebene Demokratisierung Osteuropas legitimierte den Westen in seiner Politik der Erweiterung von EU und NATO (vgl. Hacke 2014: 40). Aber was für den einen die natürliche Ausbreitung von Demokratie und Weltfrieden, ist dem Anderen eine Bedrohung der eigenen Interessen.

Russland und die westliche Demokratie

Der Westen gewann den Kalten Krieg. Der damalige US-amerikanische Außenminister James Baker betonte: „Jegliches Triumphgefühl gegenüber dem Kreml zu vermeiden, war unser Hauptanliegen“ (Baker 1996: 216). Nichtsdestotrotz wurde Kritik an der westlichen Politik (insbesondere gegenüber der Erweiterung von NATO und EU) seitens Russlands aufgrund des dortigen Demokratiedefizits als illegitim betrachtet (vgl. Hacke 2014: 40). Carl Gershmanns von der Stiftung National Endowment for Democracy kommentiert die Proteste in Kiew im Winter 2013/14 wie folgt:

„Die Annäherung der Ukraine an Europa wird den Niedergang der von Putin repräsentierten Ideologie des russischen Imperialismus beschleunigen. (...) Auch die Russen stehen vor einer Entscheidung, und Putin findet sich womöglich auf der Verliererstraße wieder, nicht nur im nahen Ausland, sondern auch in Russland selbst.“ (zitiert nach Mearsheimer 2014) Gershmann setzt einen Sieg der Demokratie (in der Ukraine oder Russland) gleichbedeutend mit einer Bedrohung Putins. Es wird jener anti-staatliche Charakter der Demokratie hervorgehoben, der auch im Kern Rancières Konzeption steht.

Nach diesem anti-staatlichen Charakterzug der Demokratie wird man in den EU-Staaten jedoch vergeblich suchen, zur Erleichterung hiesiger Regierungen. Eine ablehnende Haltung demokratischer im Sinne (möglicherweise westlich unterstützter) aufständischer Tendenzen seitens des Kremls überrascht umso weniger. Hinzu kommt der hohe Stellenwert der Ukraine für Russland: es bestehen nicht nur kulturell, sprachlich und wirtschaftlich enge Verflechtungen, zudem war die Ukraine als ein Grundbestandteil der Eurasischen Union vorgesehen (vgl. Scherrer 2014: 24).

Der Kampf um Demokratie und Menschenrechte auf dem Majdan

Rancières anti-staatliche Demokratiekonzeption steht einer rechtsbasierten Demokratiekonzeption wie jener von Colliot-Thélène (2011) gegenüber. Colliot-Thélène beobachtet, wie sich rebellierende Bürger überall in der Welt den öffentlichen Raum aneignen, um ihr „Recht, Rechte zu haben“ einzufordern (Colliot-Thélène 2011: 222). Dabei ist jedoch keineswegs (mehr) der Nationalstaat der alleinige Adressat. Die Sprache der Menschenrechte (im globalen Raum) gewinnt gegenüber dem Rekurrieren auf staatsbürgerliche Rechte (verknüpft mit nationaler Identität) an Bedeutung. Eine rechts-basierte Betrachtung im Sinne der Demokratiekonzeption Colliot-Thélènes ermöglicht eine andere Interpretation der Proteste: Auf dem Euromajdan eigneten sich die Protestierenden den öffentlichen Raum des Majdans an. Die Demonstranten bemühten die Rhetorik der Menschenrechte, appellierten an ihre Regierung, den Weg der europäischen Integration fortzusetzen und veranlassten schließlich Janukowytsh zur Flucht (vgl. Portnov 2014: 6). Sie nahmen ihr politisches Schicksal selbst in die Hand – nicht nur als Staatsbürger, sondern als Europäer (allerdings nicht unbedingt als Weltbürger). Die Vorstellung einer Weltbürgerschaft bzw. der Bezug zur Menschheit, die an die Stelle von Zugehörigkeit treten soll, rückte jedoch in weite Ferne: Russland annektierte die Krim-Halbinsel, die Ukraine verlor ihre territoriale Integrität, in der Ostukraine begannen Separatistenbewegungen mit einem Aufstand gegen die sogenannte *fascistische Junta* in Kiew. Unterstützt wurden sie von Russland (in welcher Form auch immer), die Regierung in Kiew reagierte militärisch und der Konflikt wurde zum Krieg (vgl. Portnov 2014: 6). Dieser Verlauf löste im Westen nicht grundlos moralische Entrüstung aus. Allerdings wäre im Vorfeld nicht „pseudodemokratische Kungelei, sondern realpolitische Nüchternheit und ein Verständnis für einen Interessenausgleich und Distanz [...] im Umgang mit Russland“ von Vorteil gewesen, so resümiert Hacke (2014: 43f.).

Aus dem Konflikt über die Interpretation von Demokratie und Raum wurde ein realer Krieg in der Ostukraine.

Fazit

Fazit

Räume von geo- oder außenpolitischem Interesse, Räume der Demokratie und Antidemokratie, Räume des Feindes oder des Freundes werden diskursiv konstruiert. Regierungen

bedienen sich dieser Narrative, um ihre Politik zu legitimieren – manchmal gar ihre Kriege. Die Europäische Union reklamiert die Demokratie für sich, indem sie Andere (z.B. Janukowitsch oder Putin) für ihr Demokratiedefizit rügt. Wenn die russische Regierung sich zur *gelenkten Demokratie* erklärt, tut sie dies in Abgrenzung (*gelenkt*) und Annäherung (*Demokratie*) zu ihrem Westen. Demokratie wird verbunden mit der Frage der Positionierung gegenüber dem Westen, der seine Nachbarn (Regierungen wie Protestbewegungen) wiederum beobachtet und entsprechend Unterstützung zu verteilen, in der Lage ist. Colliot-Thélène behält Recht in der Annahme, dass andere räumliche Entitäten neben dem Nationalstaat an Bedeutung gewinnen. Wer sich aber auf Demokratie und Menschenrechte beruft, bezieht sich aber nicht zwangsläufig auf die Menschheit oder das universelle Recht, Rechte zu haben. In erster Instanz werden Ideen zum Bezugspunkt, die von Institutionen wie der EU getragen und von Theoretikern aus dem Land der Wiege der Demokratie und der Französischen Revolution wissenschaftlich reflektiert werden. Dies ist solange der Fall, wie sich Regierungen dem Narrativ der Demokratie bedienen, um ihre moralische Überlegenheit zu zelebrieren und ihre (supra-)nationalen Interessen (ob wirtschaftlich oder geopolitisch) herunterzuspielen. Der Erfolg ihrer Rhetorik ist zweifelhaft: der Kreml interpretierte den Euromajdan und seine Demokratie als einen Totalitarismus (vgl. Rancière 2011). Was der Europäischen Union ihre Demokratie, ist Russland der Schutz seiner Diaspora. Aus dem Konflikt über die Interpretation von Demokratie und Raum – manche sprechen von Propagandakrieg – wurde ein realer Krieg in der Ostukraine. Rancière nimmt mit seinem Demokratiebegriff das Volk in die Pflicht, ihren Regierungen das Monopol

über das öffentliche Leben zu entreißen. Das Monopol auf die Definition von Räumen, Demokratie und Krieg ist inbegriffen. Überall auf der Welt – auf dem Euromajdan, in Russland und sogar in der Europäischen Union – kann man dem Mut der Menschen begegnen, die in diesem Sinne demokratisch tätig werden. Es bleibt die Frage, mit wem uns mehr eint: mit unseren *demokratischen* Regierungen oder den Menschen aus aller Welt, die der Demokratie Leben einhauchen.

ALEXANDRA REINIG

Literatur:

Baker, James (1996): *Erinnerungen. Drei Jahre die die Welt veränderten*, Berlin, S. 216

Colliot-Thélène, Catherine (2011): *Demokratie ohne Volk*, Hamburg: Hamburger Edition.

Hacke, Christian (2014). *Der Westen und die Ukraine-Krise. Plädoyer für Realismus*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ). Ukraine Russland, Europa*. 64 (47-48), S. 40-47.

Mearsheimer, John (2014): *Putin reagiert. Warum der Westen an der Ukraine-Krise schuld ist*, 1.9.2014, www.jpg-journal.de/kommentare/artikel/putin-reagiert-560 (21.10.2014).

Portnov, Andrij (2014). *Postsowjetische Hybridität und „Eurorevolution“*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ). Ukraine Russland, Europa*. 64 (47-48), S. 3-8.

Rancière, Jacques (2012): *Der Hass der Demokratie*. August-Verlag.
Scherrer, Jutta (2014). *Russland verstehen? Das postsowjetische Selbstverständnis im Wandel*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ). Ukraine Russland, Europa*. 64 (47-48), S. 17-26.

Autopoietisches

UND WENN WIR EINES NICHT HABEN, DANN ZEIT

VON IVAN LOGUNOV

Eigentlich habe ich gar keine Zeit diese Zeilen zu schreiben, weil ich unter Zeitdruck mehrmals den Raum, in dem ich wohne, wechseln musste und in einer Woche wieder verreisen muss. Das Thema scheint zu spannend, um es auszulassen. Naja. Du, der gerade diesen Text liest, bist abhängig vom Raum, in dem du dich befindest und von der Zeit, oder besser gesagt der Zeitwahrnehmung, wenn du diesen Text verstehen willst. Stell dir vor, du würdest auf Aliens treffen, die 100.000 Jahre alt werden. Also wenn du denen eine Nachricht schreibst, kann es durchaus ein bis zwei Jahre dauern, bis die antworten. Die Zeit hat man dann ja schließlich. Wir haben keine Zeit. Wir müssen uns entscheiden. Studium? Job? Intimbeziehung? Hobbies? Freunde? Familie? In diesem ganzen Individualisierungs-Quatsch bleibt uns kein Raum, um in Ruhe darüber nachzudenken, was wir eigentlich aus/ mit unserem Leben zeitnah anstellen/machen sollen. Also fristen wir mindestens drei Jahre im Bachelor Studiengang und öfters in Bars mit der ewig selben Frage: Was wird mal aus uns? Gut, eine Bar scheint dafür sehr gute Räumlichkeit zu bieten. Vielleicht evoziert sie ja gerade solche existenziellen Fragen.

Autopoietisches

Bereits der Bielefelder Rockstar *Casper* hat in seinem Hit *Hinterland* verkündet: „Die leeren Gläser der Theke sind beste Lupen auf's Leben“. So erzählen wir uns allerlei Geschichten, wie z.B. etwas über Alienforschung und wie man mit Aliens kommunizieren könnte. Weil wir Zeit dafür finden blödsinnige Nachrichten zu verfolgen, anstatt unser Leben zu planen. Für YouTube haben wir auch reichlich Zeit und wenn wir obendrein noch den Master machen, könnte es passieren, dass wir wirklich einen Beruf mit Zukunftsperspektive, Selbstverwirklichung und Kinderbetreuung finden. Also zumindest finden, nicht irgendwann ausführen.

Allem versuchen wir zu entfliehen und zu entkommen.

In der Kunst fällt uns auch nichts Neues ein, sodass der Wiener Rapper *Nazar* den Wiener Superstar *Falco* aus dem Grab, oder besser gesagt aus einer Aufnahme von 1995, zurück in die Jetztzeit holt. Passend zu diesem Text heißt das gute Stück *Zwischen Zeit und Raum*. Würde man doch den Zahn der Zeit treffen mit seinem Schaffen. Oder zumindest wissen, wie lange eine Pasta braucht um al dente zu sein. Alt genug ist man ja, um das wissen zu können. Womit hat man denn seine Zeit vergeudet die letzten Jahre? Die Zeit vergeht so schnell.

Gesamtgesellschaftlich scheint das ein Thema zu sein. Zeiten und Räume umgeben uns schließlich alle. Allem versuchen wir zu entfliehen und zu entkommen. Der Heimatstadt mit Fernweh nach Berlin, obwohl man noch nie vorher dort war. Aber alle reden über diese Stadt im Osten. Dem Alterungsprozess durch Make-Up und Operationen (selbst für Männer gibt es mittlerweile einen Markt für Schönheitsprodukte). Und wenn wir schon bei Männern sind: Dem eigenen Geschlecht will man mittlerweile auch entfliehen. Die Zeit, in der man nicht auf Popcornresten in Kinos am Knutschen ist, versucht man mit Kuss-Smileys auf die Kilometer-Distanzen mit Smartphones zu überbrücken. Dem Elternhaus entflieht man auch. Es gibt anscheinend einen Markt für die Kategorie „Raum und Zeit“. Überall will man sein. Nur nicht im eigenen Raum und in der heutigen Zeit. Früher war alles besser. Der hippe Retro-Look von Instagram ist ein Ausdruck dessen, was heute ankommt. Und Zukunftsträume hat man. Genau. Laut *Seriousfacts*, einem Profil auf *Instagram*, tagträumen wir 70% des Tages. Irgendwie hält uns nichts an Ort und Stelle. Außer Mietverträgen, Handyverträgen und Girokonten.

Der Nationalstaat ist ein großer Raum. Und aus dem zu entfliehen ist schwierig. Diese blöden Handyverträge dauern nun mal immer zwei Jahre mit drei Monaten Kündigungsfrist, die man immer durch unerklärliche Umständen verpasst. Ich habe ein knappes Jahr ein Erasmusstudium gemacht und merke, wie schwierig es doch ist, sich in Europa zu bewegen. Also einfacher als anderswo, aber ich bin da ein wenig penibel. Gut, ich war auch in Österreich, da ist es auch viel einfacher, weil man die Sprache des Landes bereits beherrscht. Also ansatzweise. In Österreich sagt man z.B. Rohr anstatt Backofen. Das konnte mir dort auch keiner erklären. Irgendwie scheinen sich Begriffe über die Zeit zu entwickeln und auszuprägen. Wieso das dann so ist, kann am Ende kaum einer erklären – es ist halt so, vollkommen normal! Nur dem Fremden, wie Simmel ihn beschrieben hat, fällt es auf. Für ihn ist alles in der neuen Umgebung interessant. Er erkennt die Unterschiede zu seiner Kultur. Sobald er aber, so ein ehemaliger Professor von mir, bemerkt, dass etwas interessant sei, was er sieht, beleidigt er die Kultur. Für die ist ja alles ganz normal und nicht spannend, die denken so, wie sie in ihrer Kultur halt denken. Wir nicht, wenn wir als Fremde dort ankommen. Wir verstehen es nicht. Zurechtfinden im Fremden ist ja per se unmöglich. Deswegen heucheln wir vor, wie interessant das doch alles sei. Wie Backofen? Wie Mülleimer? Was Tüte? Das heißt doch Rohr, Kübel und Sacker! Achso, klingt interessant...

Eigentlich habe ich gar keine Zeit diese Zeilen zu schreiben.

Vielleicht ist das auch gut so. Jede Subkultur und jedes Dorf in Bayern möchte unter sich bleiben. Weltgesellschaft halte ich für etwas sehr Abstraktes. Vielleicht, weil ich nur den Begriff gehört habe und mich eigentlich gar nicht auskenne. Aber eine Differenzierung der Kulturen halte ich für eine wahrscheinlich bessere Beschreibung. Katalonien will die Unabhängigkeit, Italien kann man in der Mitte teilen, Great Britain wird zu I'm-about-to-become-smaller-Britain, usw. Überall werden neue Räume geschaffen für Kulturen oder zumindest wollen kleine Gruppen ihre Räume. Vielleicht ist der große Nationalstaat eine überholte Idee. Vielleicht sind die Katalanen auch verrückt. Auf jeden Fall beschäftigen uns alle Zeit und Raum. Mich besonders, wenn ich beim Schreiben dieses Texts WhatsApp-Nachrichten einer überaus netten Dame aus dem fernen Madrid bekomme und diese parallel dazu beantworte. Deswegen habe ich ja eigentlich gar keine Zeit dafür. In weniger als einer Woche geht es nach Madrid. Der romantisch-pathetische Schlusssatz für diesen Essay lautet: Und wenn wir eines nicht haben, dann Zeit!

THE SOCIOLOGY OF LOGISTICS

Spatial Differences Making a Difference for Sociological Inquiry

Physicists and mathematicians have divided themselves into two distinct intellectual perspectives when it comes to space. Not unlike sociological endeavors, there are constructivists and structuralists asking, “what is space?”. One of the central elements of this paradigmatic discussion is Euclidian geometry, which has been long considered capable of calculating “real” Euclidian space. This is reminiscent of an older discussion between those who believed in the presence of absolute spaces (Newton), and those who believed in relative ones (Leibniz). For Günther Ludwig (1983), neither constructivists nor structuralists are capable of answering the question “what is space?” because neither perspective has the ability to test their respective presuppositions. For physics, this poses real problems. Sociology does not need to deal with the same problems. Following Clifford Geertz, one could say that sociology is “not an experimental science in search of law but an interpretive one in search of meaning” (1973: 5). In the following, I will first suggest that sociologists should be focused on *how* space becomes socially relevant. Next, I will provide key sociological perspectives that dealt with the problem of space and suggest critique for their usual marginalization of physical spaces in preference for purely social ones. Finally, I will suggest that a new (currently underdeveloped) sociology of logistics will provide further examples for how physical space is made socially relevant.

Regardless of whether or not intuitive perceptions of space match Euclidian calculations of space, social scientists can learn to observe how members of society attribute *meaning* to the space they perceive. This involves drawing a distinction between physical space and social space. Following this distinction is useful, but dangerous, as is evident in most sociological inquiries, where social spaces take priority over physical ones and the importance of differences in geography becomes marginalized. I propose that sociologists should rather focus on *how* physical spaces become socially relevant, that is, how physi-

cal differences affect practices and decisions, what societies must physically presuppose, and what differences in physical space can imply for the organization of social phenomena under empirical investigation. Sociologists can do this without worrying about the mathematical implications of their observations. Indeed, some scholars have called topological mathematics a game, albeit a serious one, enacted within the social (Law 2003: 10).

Conceptions of relativistic space assert that differences between objects *do not* exist a priori. This means that for sociology differences in space (for example distances between objects) do not exist independent of the mind, but are rather a part of a socially constructed reality. This turn allowed sociologists like Georg Simmel to conceive space

as a meaning producing phenomena, capable of re-conceptualizing rigid calculations like Euclidian geometry as something actively produced and not belonging to an overarching or pre-existing truth. Simmel provided us with some relativistic conceptions of space, “firstly, in the form of a temporal-empirical relativization of Euclidian geometry; secondly a conception of meaning-producing surroundings, which is based on the imagination of cultural and historical perception scheme variables; and finally in the characterization of space as a form of conditionality and possibility” (Glauser 2006: 254). It is Simmel’s early work that can instruct sociologists about the importance of *relations* between things, which constitute both physical and social spaces, but do not exist in nature or a priori.

Postmodern perspectives have preferred the “spatialization of the temporal” (Döring/Thielmann 2008: 9). In postmodern perspectives, it seems that scholars pursue the spatialization of time by highlighting a compression of space and time via technological advancements. Cyberspaces, technological spaces and communication networks have been used to describe an emerging phenomenon that “connects/disconnects space,

Sociologists should rather focus on how physical spaces become socially relevant.

Postmodern studies have certainly considered space meaningful, but only to the extent to which it is irrelevant!

geographies, and time” and subjects that transverse and occupy multiple times and spaces simultaneously (Shome 2006: 113-114). With a focus on the advent of new technologies, postmodern studies have certainly considered space meaningful, but only to the extent to which it is irrelevant! For Pierre Bourdieu, an absolute notion of physical space (where an actor or object is, its *topos*) can be considered as “a relative and relational view, as a position, as rank within a hierarchy” (Bourdieu 1991: 26). One of Bourdieu’s most important theoretical contributions, social spaces, have a tendency to divide and distribute physical spaces, or allocate them according to power relations: “*The social space has the tendency to condense, more or less strictly, physical space in a form of certain distributed arrangement of actors and properties. As a result, all distinctions in regards to physical space find themselves reified within social space*” (Bourdieu 1991: 26).

I believe that Bourdieu’s distinction between physical and social space is warranted and that his notions of making space can be instructive. However, when he asserts that all physical spaces are reified through social ones, and that physical spaces are manifested in social relations, one can lose grasp of the importance of differences in geography. Along with Joe Painter (2000: 258), I agree that Bourdieu is arguably “mistaken in dismissing geographical space as merely an obfuscatory veil”.

The sociologist may benefit greatly from being able to recognize how geographical differences can inform members of society. Furthermore, technology, long revered as an eliminator of physical space, can be observed as being tightly coupled with it; being depended upon by persons and organizations navigating their social world. Indeed, there are some contributions on the making of space - the making of physical differences into social ones - but concrete and extensive empirical examples are still missing, and to a large extent, other social actors, namely organizations; and other social phenomena, e.g. decision-making strategies and technologies, are left out of discussions about making space. In closing, I would like to briefly mention one thematic area of sociology where this process of making space can be explored.

The Sociology of Logistics

The sociology of logistics has largely focused on the effect logistics supply chains can have on economies around the globe (Tavasszy et al. 2008). However, some scholars have shown interest in what transport systems can mean for the transformation of spaces (Knowles et al. 2008). Future endeavors in the sociology of logistics can provide examples for how relativistic conceptions of space cannot afford to ignore physical differences and how physical differences are made socially relevant. In a sociological study of logistics, one can observe how organizational roles are constructed, how organizations make decisions, and how risk calculations are made – all while making physical space socially relevant.

Both managerial and service oriented professions in logistics are informed daily by differences in physical space. How they go about doing this can be of incredible interest, as it often involves technologies that can collect spatial data such as distance driven, distance from delivery vehicle to delivery target, the location of delivery routes in relation to each other, etc. Here, one can observe how physical differences are relativized within the social and how relative differences in geography must be presupposed by social actors. Managers utilize measurements of the physical world to make daily decisions and delivery employees follow what GPS monitoring systems tell them is the most efficient delivery route (Konrad 2013). Technology fails to decouple space for logistics employees,

It is not only about seeing how space is socially produced, but also about taking into account what space itself allows.



Andreas Hermsdorf / pixelio.de

but instead necessitates for them a heavily reliance on meaningful differences in physical space.

According to Nigel Thrift (2009: 98), recognizing geographical differences is also necessary for the logistics organizations themselves, which have an imperative to conduct a “hyper-coordination [...] where it is necessary to continually adjust delivery schedules”. Things like GPS, or what Bruno Latour would call actants, demarcate and map out geographic space and so they become relevant in organizational decision making. “Driven by the demands of modern logistics and new, more exact ways of registering space (most especially the combination of GPS, geographical information systems (GIS) and radio frequency identifier tags (RFID)”, logistics relies on making sense out of relative differences in physical space in order to coordinate social action and successfully relay messages across organizational settings (Thrift 2009: 98). It is difficult to imagine logistics without GPS, identifier tags, and high-tech software systems.

Organizational decisions also concern risk-calculations that presuppose relative differences in physical space. New technologies and a mapping out of delivery routes play a central role in influencing these risk-based decisions. Logistics companies seek out the most efficient movement between two points for their delivery employees in order to minimize risk of employee injury and auto accidents (Goldstein 2014). Gaining or losing a profit, a risk for any transportation organization, can be based on the accuracy of a delivery, which necessitates recognizing differences between here and there. For a system of logistics, physical spaces are not absolute spaces that are relativized in the social. Rather, physical spaces - geographies, regions, physical borders, must be presupposed as relational, changing, and contingent, and must be dealt with if logistics should ever realize its function – that is, moving objects from point A to point B.

Discussion

In the words of Gregory Bateson (1972), a difference in physical space is a “difference that makes a difference”, in a social sense. These differences, between actual and potential spaces, must be presupposed by all social entities (Urry 2007: 6), and are part of the altering of expectations, anticipation in social relationships and the ordering of social meaning. In agreement with Marcus Schroer (2006: 175), “It is not only about seeing how space is socially produced, but also about taking into account what space itself allows. This has nothing to do with space-determinism, but rather that spatial arrangements are not without an effect on our behavior”. For the sociologist, a proper acknowledgment of physical space as a meaningful difference maker can provide fruitful insights into how persons make sense out of or use geographies and how organizations depend on relativizing topographical differences for decision-making. How exactly does physical space become relevant for the construction of social realities? What physical differences must sociology pre-suppose? I believe

that the sociology of logistics provides us with an opportunity to answer these and related questions.

JACOB REILLEY

References:

- Bateson, Gregory. 1972. *Steps to an Ecology of Mind: Collected Essays in Anthropology, Psychiatry, Evolution, and Epistemology*. Northvale, New Jersey: Jason Aronson Inc.
- Bourdieu, Pierre. 1991. “Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum” Pp. 25-34 in *Stadt-Räume*, edited by Martin Wentz. Frankfurt: Campus Verlag.
- Döring, Jörg and Tristan Thielmann. 2008. “Einleitung: Was lesen wir im Raume? Der Spatial Turn und das geheime Wissen der Geographen” Pp. 7-48 in *Spatial Turn: Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, edited by Jörg Döring and Tristan Thielmann. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Geertz, Clifford. 1973. “Thick Description: Toward an Interpretive Theory of Culture” Pp. 3-32 in *The Interpretation of Cultures. Selected Essays by Clifford Geertz*. New York: Basic Books.
- Glauser, Andrea. 2006. “Pionierarbeit Mit Paradoxen Folgen? Zur Neueren Rezeption Der Raumsoziologie von Georg Simmel.” *Zeitschrift für Soziologie* 35(4):250–68.
- Goldstein, Jacob. 2014. “To Increase Productivity, UPS Monitors Drivers’ Every Move” <http://www.npr.org/blogs/money/2014/04/17/303770907/to-increase-productivity-ups-monitors-drivers-every-move>, accessed 17, April 2014.
- Knowles, Richard, Jon Shaw, and Lain Docherty, Eds. 2008. *Transport geographies : mobilities, flows, and spaces*. Malden: Blackwell.
- Konrad, Alex. 2013. “Meet ORION, Software That Will Save UPS Millions by Improving Drivers’ Routes” <http://www.forbes.com/sites/alexkonrad/2013/11/01/meet-orion-software-that-will-save-ups-millions-by-improving-drivers-routes/>, accessed 01, November 2013.
- Law, John. 2003. “Objects, Spaces and Others”. Centre for Science Studies, Lancaster University, Lancaster LA1 4YN, UK, at <http://www.comp.lancs.ac.uk/sociology/papers/Law-Objects-Spaces-Others.pdf>.
- Ludwig, Günther. 1983. “Is the Geometry of Physical Space a Form of Pure Sensible Intuition? A Technical Reconstruction? Or a Structure of Reality?” Pp. 1-20 in *Space, Time, and Mechanics: Basic Structures of a Physical Theory*, edited by Mayr, D. and G. Süssmann. London: D. Reidel Publishing Company.
- Mayr, D. and G. Süssmann, Eds. 1983. *Space, Time, and Mechanics: Basic Structures of a Physical Theory*. London: D. Reidel Publishing Company.
- Painter, Joe. 2000. “Pierre Bourdieu” Pp. 239-259 in *Thinking Space*, edited by Mike Crang and Nigel Thrift. London: Routledge.
- Schroer, Markus. 2006. “Räume, Orte, Grenzen: auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums”. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Shome, Raka. 2006. “Thinking through the Diaspora. Call Centers, India, and a New Politics of Hybridity.” *International Journal of Cultural Studies* 9(1):105–24.
- Tavasszy, L. A., .C.J. Ruijgrok, and M. J. P. M. Thissen. 2003. “Emerging Global Logistics Networks: Implications for Transport Systems and Policies.” *Growth and Change* 34(4):456–72.
- Thrift, Nigel. 2009. “Space: The Fundamental Stuff of Human Geography.” Pp. 95–107 in *Key Concepts in Geography*. London: Sage Publications.
- Urry, John. 2007. “Mobilizing Social Life” Pp. 3-16 in *Mobilities*. Malden: Polity Press.

STUDIERENDE SOLLTEN SICH AKTIV IN FOR- SCHUNGSDEBATTEN EINMISCHEN

Ein Interview mit Jan Heinemann, Student der
Geschichts- und Politikwissenschaften an der
Universität Hannover

Zu dem Thema „Zeit-Raum-Identität“ fand vom 25.-27.04.2014 am Historischen Seminar der Universität Hannover eine studentische interdisziplinäre Tagung statt. Das Ziel war es, einen Forschungsdiskurs zu aktuellen Fragen der Geisteswissenschaften auf Augenhöhe zwischen Studierenden, Post-M.A. und Doktoranden zu ermöglichen. Dazu setzten sich die Teilnehmenden in insgesamt acht Vorträgen mit verschiedensten Aspekten der Zusammenhänge von Zeit- und Raumwahrnehmung, deren Einfluss auf die individuelle und kollektive Identitätsbildung sowie daran anknüpfende Gesellschaftskritik auseinander. Zu der Tagung ist außerdem ein Tagungsband herausgegeben worden. Wir haben mit Jan Heinemann, Mitglied des Organisationsteams und Referent, über Organisation und Durchführung der Tagung sowie studentisches Engagement im Allgemeinen gesprochen.

SOZusagen: Im Vorwort zu eurem Tagungsband schreibt ihr „Die Organisation und Durchführung einer interdisziplinären studentischen Tagung [...] entspricht grundsätzlich dem wissenschaftlichen Engagement, welches wir von allen (studentischen) Kommilitonen erwarten. Die Realität, das wissen die meisten, sieht leider anders aus – darum sind derartige Projekte umso wichtiger für jede Wissenskulturschicht einer Universität“. Entstand aus dieser Meinung heraus auch eure Motivation, eine eigene Tagung zu organisieren?

JAN: Ganz genau. Das Projekt ist im Grunde auch eine Aktion gewesen, um den Studierenden zu zeigen, was auch von studentischer Seite aus möglich ist. Und dass es eigentlich überhaupt kein Problem ist, so etwas auf die Beine zu stellen. Wenn man sich der Idee der Universität historisch nähert, dann gehört es auch existentiell dazu, solche Projekte umzusetzen. Die Universität lebt ja im Wesentlichen davon, dass Studierende und Lehrende sich auf Augenhöhe begegnen und zusammen lernen, lehren, forschen und auch die Universität verwalten. Von daher ist unser Anspruch, dass auch die Studierendenschaft sich aktiv in Forschungsde-

batten und die aktuelle Forschung einbringen muss, auch im eigentlichen Interesse der Universität. Also nicht nur rein wissenschaftlich, sondern auch was die eigene Bildung angeht, um mal Standpunkt zu beziehen und zu sagen: „Hey, wir sind auch da! Wir sind nicht nur reine Bildungskonsumenten!“ Diese Vorstellung hat mit der momentanen Realität der Universität vielleicht nicht mehr ganz so viel gemein, wenn man sich anschaut, wie modularisiert und ökonomisiert der Betrieb läuft, das ist klar. Kein Grund aber, nicht daran zu arbeiten, dass es sich vielleicht irgendwann wieder zum Guten verändert.

SOZusagen: Die Tagung wurde von einem studentischen Arbeitskreis organisiert. Wie hat sich dieser gefunden?

JAN: Wir haben im Mai 2013 das erste Mal darüber gesprochen und dann einen Arbeitskreis gebildet von anfänglich etwa zehn Leuten. Es sind dann nach und nach ein paar Leute ausgeschieden, aber der Kern ist geblieben. Zum größten Teil waren die Mitglieder der Projektgruppe Aktive aus dem Fachrat „Studierendenrat Geschichte“ oder Kommiliton*innen, die man über die Hochschulpolitik kannte oder die bei der studentischen Zeitschrift bei uns am Institut mitgearbeitet

haben. Oder auch Kommiliton*innen, von denen man wusste, dass sie sich fachlich besonders interessieren – dann hat man die eben einfach mal angesprochen und von der Idee erzählt. Wir haben dann ein paar Konzept Sitzungen gehabt und darüber diskutiert, was wir konkret machen könnten.

Die Universität lebt im Wesentlichen davon, dass Studierende und Lehrende sich auf Augenhöhe begegnen und zusammen lernen, lehren, forschen und die Universität verwalten.

SOZusagen: Eure Tagung war sehr interdisziplinär aufgebaut. War das von Anfang an so geplant oder hat es sich ergeben?

JAN: Der Arbeitskreis selbst bestand fast ausschließlich aus Historikern, die zum Teil auch Germanistik, Politikwissenschaft oder ähnliches im Nebenfach studieren. Dass die Tagung selber dann so interdisziplinär aufgestellt war, war sogar unser festgesetztes Ziel. Wir hatten das Gefühl, dass wenn an der Uni überhaupt intensive Auseinandersetzung mit der aktuellen Forschung stattfindet – im Rahmen von Kolloquien oder ähnlichem –, dann doch häufig nur auf den eigenen Fachbereich bezogen und dass gerade in einem solchen interdisziplinären Austausch ein sehr großer Mehrwert steckt, weil man einfach mal andere Ansätze sieht, andere Interpretationsmuster, um einen Gegenstand eventuell auch selbst ganz neu erschließen zu können.

SOZusagen: Wie seid ihr dann zu eurem eigentlichen Thema gekommen? Nach welchen Kriterien habt ihr es ausgewählt?

JAN: Der Themenkomplex hat sich bei den ersten Konzeptgesprächen schon mehr oder weniger herauskristallisiert. Es ist ja so, dass in letzter Zeit Räume und Grenzen im Rahmen des spatial turn und z.B. auch auf dem Historikertag große Aktualität genießen, auch bei uns am Institut gibt es einen räumlichen Schwerpunkt. Wir dachten uns also, es wäre schön, das Thema auch bei uns am Standort unter den Studierenden intensiver zu bearbeiten. Ich selber hatte einige Zeit zuvor eine Hausarbeit über Hartmut Rosas Beschleunigungsanalyse geschrieben und schöpfte daraus die Motivation, zu schauen, wie die drei Kategorien Zeit, Raum und Identität zusammenhängen. Das fand ich spannend, gerade wenn man an Rosa denkt, an Zeitwahrnehmungsmuster oder dergleichen. Auch wie sich verändert, wie Zeit wahrgenommen und strukturiert wird. Einfach diese Verknüpfung aufzumachen und dann den Schritt weiterzugehen und zu fragen, was bedeutet das eigentlich für den Menschen in Raum und Zeit, welche Rolle spielt der Mensch und welchen Einfluss hat es umgekehrt auf ihn.

SOZusagen: Wie lange hat es von der ersten Idee einer Ta-

gung, bis sie dann wirklich realisiert wurde, gedauert? Wie gestaltete sich die organisatorische Umsetzung?

JAN: Die erste Idee entstand im Mai 2013. Dann haben wir uns immer wieder sporadisch getroffen und überlegt, wie eine studentische Tagung aussehen könnte und uns angeschaut, was eigentlich gerade in der Forschungsdebatte passiert. Dann haben wir zwei studentische Seminare angeboten und durchgeführt. Einmal ein vorbereitendes Kolloquium zum Themenkomplex, wo wir aus unterschiedlichen Disziplinen gezielt Texte ausgesucht haben, um für uns selbst und die Kommilitonen einen mehr oder weniger grundlegenden Wissensstand zu vermitteln. Andererseits einen Lesekreis zur Diskursanalyse nach Foucault, um zu schauen, wo Potenziale für die Geschichtswissenschaft, Politikwissenschaften usw. liegen. Das war der erste konkrete Schritt. Dann haben wir den Hauptfinanzantrag im November gestellt und mit der Bewilligung dessen war eigentlich alles in trockenen Tüchern. Im April 2014 ist es endlich so weit gewesen, dass die Tagung stattfand. Der Tagungsband erschien dann im Dezember.

SOZusagen: Wie wurde die Tagung finanziert? Und welche Kosten sind überhaupt angefallen?

JAN: Da ist natürlich zum einen der Tagungsband, der ziemlich ins Geld ging. Der andere große Kostenfaktor war die Werbung, also Flyer, Plakate und Porto. Außerdem haben wir Schreibblöcke für die Tagung selbst drucken lassen und Kleinigkeiten wie Mappen usw. besorgt. Der größte Kostenpunkt waren aber die Hilfskraftverträge. Da hatten wir insgesamt drei, wobei wir das Geld in der Projektgruppe untereinander aufgeteilt haben. Außerdem haben wir den Teilnehmern die Anfahrtskosten und Hotelzimmer bezahlt. Das war ursprünglich nicht vorgesehen. Wir hatten eigentlich die Idee, zwei Expertenvorträge einzubinden, also sozusagen Koryphäen des Faches einzuladen, denen man ein Honorar hätte zahlen müssen. Weil es mit der Finanzsituation aber lange ungewiss war und nach dem Bescheid die Zeit zu knapp war, um jemanden dafür zu gewinnen, ist daraus leider nichts geworden. Wir haben uns natürlich im Vorfeld Gedanken gemacht, was man überhaupt braucht und wo man das bekommt. Dann haben wir mit einigen Dozierenden gesprochen, die entsprechende Erfahrungen haben mit Antragsstellungen. Da wir in der studentischen und akademischen Selbstverwaltung vor Ort gut vernetzt sind, haben wir mit den studentischen Vertretern in der Kommission, die über unseren Antrag entschieden hat, im Vorfeld schon gesprochen und einen Rahmen festgesteckt, in dem wir uns bewegen wollten und haben dann mit etwas Luft nach oben die Anträge gestellt.

SOZusagen: Was heißt das konkret?

JAN: Das heißt konkret, dass wir fast 10.000 € beantragt und auch vollständig bewilligt bekommen haben. Parallel haben wir noch kleinere Anträge beim AStA und einem Förderverein an der Fakultät gestellt und nochmal 850€ bewilligt bekommen.

SOZusagen: Wie und nach welchen Kriterien habt ihr die (Mit-) Vortragenden rekrutiert? Neben Mitgliedern aus dem Arbeitskreis kamen ja auch einige von außerhalb.

JAN: Insgesamt waren wir neun Vortragende, was auch in etwa dem Rahmen entsprach, den wir uns vorgestellt hatten. Ich habe einen Vortrag gehalten. Vielleicht war die Tagung diesbezüglich auch für mich ein persönlicher Anreiz oder eine Art Erpressung an mich selbst, mich mit dem Thema weiter auseinanderzusetzen. Dann hatten wir die Input-Beiträge, in denen zwei von uns etwas zu Zeit und Identität referiert haben. Und ein wissenschaftlicher Mitarbeiter aus dem Historischen Seminar hat in den spatial turn und Historische Räume eingeführt. Die restlichen Referent*innen kamen von außerhalb, was erstmal schade ist, weil so wenig von unserer Fakultät kam. Andererseits war das aber auch gut, weil die Referent*innen, die da waren, mit ihren Fachgebieten sehr vertraut waren und so auch ziemlich schnell eine sehr wissenschaftliche Diskussion zustande kam.

Wir hatten einen Call for Papers verbreitet und dann durch Plakate und Flyer, die wir verschickt haben, auf die Tagung aufmerksam gemacht. Parallel haben wir versucht, den Blog und die Facebook-Seite auf dem Laufenden zu halten und das war's eigentlich an Werbung. Auswählen mussten wir natürlich schon. Es ging uns einmal darum, einen spezifischen Schwerpunktbeitrag zu den einzelnen Themenbereichen zu haben, der auch nicht ganz so abstrakt sein sollte, sodass jeder einen Zugang finden konnte, der aber auch originell sein und einen neuen, speziellen Blickwinkel einbringen sollte. Und dann haben wir versucht, das interdisziplinär aufzuteilen und zu schauen, dass von allem ein bisschen dabei ist.

SOZusagen: Welche Probleme oder unvorhersehbaren Schwierigkeiten sind im Vorfeld oder auch während der Tagung aufgetreten? Wie habt ihr reagiert?

JAN: Zwei Vorträge sind leider wegen Krankheit spontan ausgefallen. Da haben wir dann einen Kommilitonen quasi zwangsrekrutiert, der gerade seine Masterarbeit geschrieben und daher ein wenig Zeit hatte und der dann einen sehr unterhaltsamen Vortrag über das Mönchtum in Irland gehalten hat. Außerdem hatten wir gedacht, für die Werbung und die Verbreitung des Calls auf Email-Listen zurückgreifen zu können, von Bundesfachschaftentagungen zum Beispiel. Das hat leider gar nicht gut geklappt, da es diese nicht wirklich gab. Da hatten wir damit gerechnet, dass eine größere Infrastruktur besteht und haben viel Zeit umsonst investiert. Aber ansonsten glaube ich, hat alles ganz gut funktioniert. Es gab also wirklich keinen großen Rückschlag oder eine Situation, wo wir wirklich dachten „Uh, was machen wir denn jetzt?“.

SOZusagen: Wie gut war die Tagung besucht? Wie viele Zuhörerinnen und Zuhörer waren dabei?

JAN: Die Besucherzahlen waren überschaubar. Es waren etwa vier Gäste das ganze Wochenende dabei und haben mitdiskutiert. Ansonsten kamen zu einzelnen Vorträgen mal

ein paar. Da hatten wir uns auf jeden Fall sehr viel mehr erhofft. Andererseits war so natürlich die Möglichkeit gegeben, sehr intensiv fachlich zu diskutieren. Das muss man dann abwägen, was da mehr Sinn und Zweck hat. Natürlich war es von der Grundintention schon unser Ziel, mehr Kommiliton*innen zu erreichen. Am ersten Tag waren auch ein paar Professor*innen von uns mit dabei, die schauen wollten, was wir da machen. Das war dann an den nächsten beiden Tagen leider nicht mehr der Fall.

SOZusagen: Jetzt im Rückblick: Was habt ihr mitgenommen aus der Tagung? Was habt ihr gelernt und was könnt ihr weitergeben? Und auch: hat es sich überhaupt gelohnt im Nachhinein?

JAN: Ja, natürlich hat sich das gelohnt. Gerade weil so intensive Diskussionen und Gespräche zustande gekommen sind und man jetzt in diesem relativ kleinen Kreis noch immer in Kontakt steht, sich austauscht und so, das war natürlich schon sehr cool. Dann natürlich auch das Gefühl, so ein Projekt realisiert zu haben, einfach eigenständig, ohne die Hilfe von Professoren, die einem über die Schulter schauen und sagen „macht das mal so und so“ – das war schon ein tolles Erlebnis. Wir haben dann im Anschluss gleich überlegt, schon für das kommende Sommersemester wieder einen Antrag zu stellen und eine weitere Tagung zu organisieren. Der Themenkomplex ist ja noch lange nicht abschließend bearbeitet. Gerade hat sich die Projektgruppe etwas aufgeteilt, eine Tagung zum Themenkomplex Zeit-Raum-Identität wird es im Sommersemester nicht geben, dafür laufen derzeit die Vorbereitungen zu einer Tagung über „Deutsche Kontinuitäten“, die im März 2016 stattfinden soll und ich werde mit zwei Kommilitonen ein Seminar „Digitales Publizieren“ zur Blogosphäre in den Geschichtswissenschaften usw. geben. Gleichzeitig beginne ich ein Projekt zum 400jährigen Kriegsbeginn des Dreißigjährigen Krieges 2018.

Was haben wir gelernt? Also erstmal haben wir natürlich ganz viele Einblicke in die anderen Disziplinen erhalten. Und dann haben wir den organisatorischen Aufwand kennen gelernt, einfach mal zu sehen, was steckt eigentlich dahinter, wenn man so ein Projekt wie eine Tagung organisieren möchte. Bei manchen Sachen hätte man vorher vielleicht gedacht, das braucht viel mehr Zeitaufwand und würde sehr kompliziert, was dann im Nachhinein gar nicht so war und andersrum genauso.

Das Gefühl, so ein Projekt eigenständig realisiert zu haben, war wirklich toll.

SOZusagen: Was könnt ihr jetzt vielleicht anderen raten, die gerne mal eine Tagung durchführen möchten? Welches Wissen könntest du jetzt konkret weitergeben?

JAN: Ich würde einfach raten: erstmal anpacken. Einfach versuchen, dann lernt man schon selber draus. Kalkuliert für alles ein bisschen mehr Zeit ein! Das hat sich gerade in der Abschlussphase nochmal mit dem Tagungsband gezeigt. Die einzelnen Korrekturdurchläufe haben doch länger gedau-

ert, als wir gedacht hätten. Sprecht einfach viel mit anderen über eure Ideen, vernetzt euch, fragt beim AStA oder anderen Fachschaften nach, welche Kontakte die vielleicht haben, schreibt auch einfach mal Emails an andere Organisationsteams oder ruft an, um euch mit denen auszutauschen – das ist im Grunde das, was ich jedem nahelegen würde. Es lohnt sich wirklich, für solche Projekte Zeit zu investieren.

SOZusagen: Gibt es irgendwas, was ihr anders machen würdet, wenn ihr jetzt nochmal eine Tagung organisieren würdet?

JAN: Wir würden die Werbung sehr viel früher schalten. Wahrscheinlich würden wir beim nächsten Mal auch nicht mehr so viel Geld zur Verfügung gestellt bekommen. Wobei ganz so viel Geld ja auch vielleicht gar nicht nötig ist. Ich glaube, dass es möglich ist, ähnlich viel auf die Beine zu stellen und weniger Geld zur Verfügung zu haben, schließlich hatten wir zum Schluss auch noch Restbestände. Ansonsten vielleicht noch stärker die Vernetzung auf Bundesebene suchen und Netzwerke schaffen.

SOZusagen: ihr habt auch einen Tagungsband herausbringt. Wann habt ihr euch dazu entschlossen?

JAN: Das haben wir ganz am Anfang entschieden, als wir die Anträge gestellt haben, da mussten wir das schon mit einkalkulieren. Das gehörte einfach für uns mit dazu, das Projekt auch wissenschaftlich zu dokumentieren, um so auch anderen zur Verfügung zu stellen und zu zeigen: das haben wir ganz alleine auf die Beine gestellt, als Studis über die Bühne gebracht. Den Referent*innen haben wir das direkt mitgeteilt, nachdem wir die Exposés gesichtet und die Auswahl getroffen hatten, haben wir gleich geschrieben, wie wir uns die Vorträge vorstellen und dass wir einen Tagungsband planen.

SOZusagen: Das war für viele bestimmt auch nochmal ein extra Anreiz.

Ja, das stimmt. Publizieren von Studis ist ja leider nicht so ausgeprägt. Wir hatten zum Beispiel im Hause bis vor kurzem eine studentische wissenschaftliche Zeitschrift, die aber auch seit zwei Jahren nicht mehr wirklich aktiv ist (und jetzt durch ein Blog abgelöst wird). Das Problem ist meiner Meinung nach nicht der Mangel an Möglichkeiten, etwas zu publizieren, sondern eher der nicht vorhandene Ehrgeiz, der Elan, sich längerfristig vertieft mit einem Thema auseinanderzusetzen oder mangelndes studentisches Selbstbewusstsein. Sowas sieht das modularisierte Studium ja auch überhaupt nicht vor.

Unsere Projekte haben dazu beigetragen, uns mit Studierenden und Lehrenden darüber auszutauschen, was Universität für uns bedeutet und was wir im Käfig Bologna umsetzen und verändern können

SOZusagen: Ein wichtiger Kritikpunkt, den du da ansprichst – in welchem Rahmen sind Initiativen von Studierenden heute überhaupt noch möglich?

Das ist ein sehr schwieriges Thema. Ich habe lange Zeit zu denen gehört, die sagten: das System ist schuld. Man wird nach der Schule in ähnlichem Trott hier durchgeschleust und sitzt nur die Veranstaltungen ab, um seine Punkte einzukassieren, weil man auch ständigem Druck und Prüfungsstress unterliegt. Mittlerweile würde ich eher sagen, es gibt schon sehr viel Potenzial, Freiräume zu eröffnen und auch zu nutzen. Teilweise sind die sogar schon da, man muss sie nur sichtbar machen und zeigen, „Wir als Studierende wollen das so nicht, wir wollen nicht bloß Konsumenten sein“. Dann trifft man eigentlich bei den Lehrenden, so hab ich die Erfahrung gemacht, immer auf ein offenes Ohr. Unser studentisches Engagement wird von den Dozierenden ja auch begrüßt und unterstützt, auch wenn man natürlich nicht immer dieselben Positionen vertritt. Unsere Projekte haben auch dazu beigetragen, dass wir uns in den nächsten Semestern mit Studierenden und Lehrenden darüber austauschen wollen, was die Universität für uns bedeutet, wie wir studieren wollen, wo wir Probleme sehen und was wir im Käfig Bologna-Modularisierung umsetzen und verändern können – und das soll sich als feste Institution als offener Austausch verstetigen, denn im Kleinen gibt es dafür ja jetzt schon Hochschulgremien. Da ist einfach auch nochmal der Apell, sich in der studentischen und akademischen Selbstverwaltung zu beteiligen, weil es so viele Chancen und Ansatzpunkte gibt, man so vieles bewegen kann, wenn genug Leute mitmachen und erstmal eine gemeinsame Basis besteht. Wie viel man am Ende wirklich erreichen kann, ist dann natürlich immer die große Frage. Ich glaube, das muss einem auch vorher bewusst sein, dass es auch sehr viel weniger sein kann, als man sich vielleicht erhofft. Da darf man aber keinesfalls enttäuscht sein, jedenfalls nicht resignieren, weil nur 20 Leute zu deiner Tagung gekommen sind oder du nicht im ersten Anlauf mit deiner Idee durch die akademischen Gremien kommst, sondern das Positive daran sehen und den nächsten Schritt machen.

DAS INTERVIEW FÜHRTE KATHARINA GUTH UND JOHANNA SPRINGHORN



Im Dezember 2014 erschien der Tagungsband zur studentischen Tagung an der Universität Hannover unter dem Titel

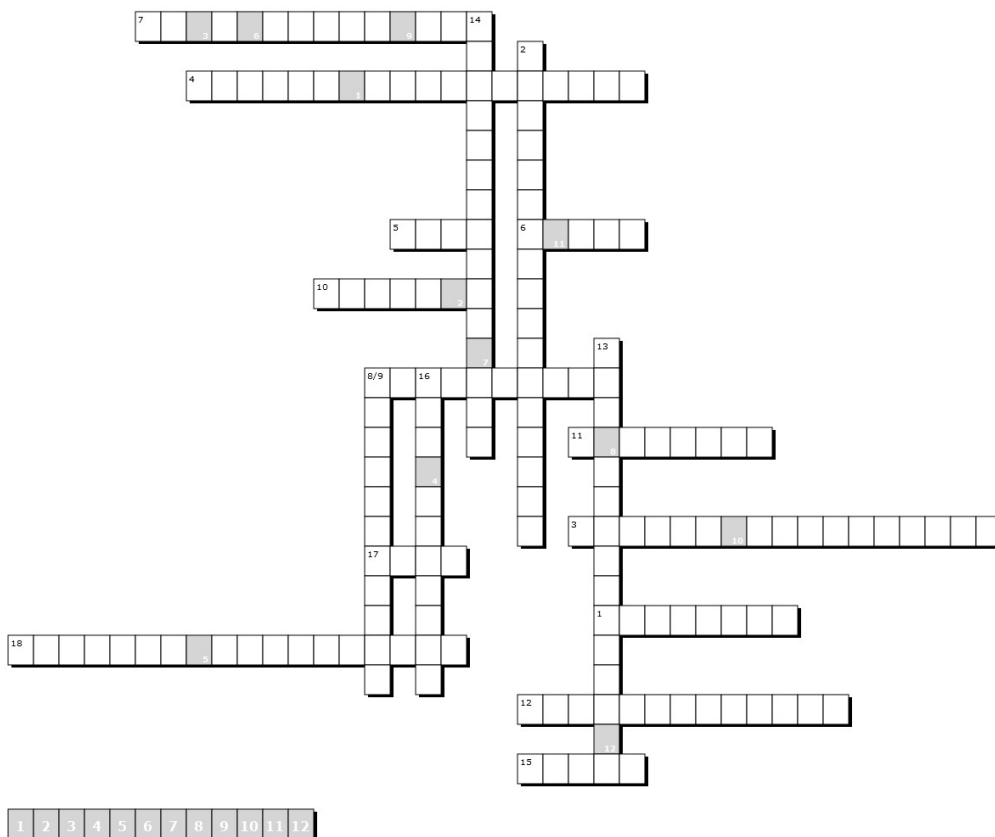
„Zeit-Raum-Identität. Beiträge der interdisziplinären studentischen Tagung in Hannover vom 25.-27. April 2014“

im JMB Verlag. Auf 244 Seiten können dort alle Vorträge nachgelesen werden. Preis: 19,80€, ISBN: 9783944342573.

Kreuzworträtsel

1. Dimensionen der Beschleunigung nach H. Rosa: technische Beschleunigung, [...] Wandel, allgemeine Beschleunigung
2. Josef Joffe, Peter Hahne und Joachim Gauck werden in einem unserer Artikel als Anhänger der Ideologie des [...] genannt
3. Studiengang, der sich mit Theorien, Methoden und der Anwendung von verschiedenen Ansätzen zur Befassung mit der Zukunft beschäftigt.
4. Laut Hirschauer ist die [...] eines der wichtigsten Prinzipien der sozialen Ordnung unter Zugpassagieren.
5. Modell, das untersucht, welche Faktoren Migrant*innen dazu veranlasst, ihr eigenes Land zu verlassen und welche Faktoren sie dazu bringen, in ein anderes Land zu gehen: [...] - and-Pull-Modell.
6. Nach dem von Stanley Milgram bewiesenen Grundgesetz der sozialen Vernetzung, kennt jeder Mensch jeden anderen Menschen über [...] Ecken.
7. Jacques Rancière kommt zu dem Schluss, man müsse die Demokratie bekämpfen, weil die Demokratie der [...] sei.
8. Descartes bleibt als Mittel der Wahrheitsfindung nur die [...].
9. Betrieb in zollfreien Gebieten Mexikos und Lateinamerikas, in denen

10. Hornbrille, Untercut und Jutebeutel?
11. Effekt nach Merton, wonach dem der hat, gegeben und dem der nicht hat, genommen wird: [...] -Effekt.
12. Ein anderes Wort für Verstärkung.
13. Freigewordene Zeicht weiter in „nützliche“ Vorhaben zu investieren, bezeichnet H. Rosa als [...].
14. Norbert Elias sagt, dass Zeit nur in ihrer sozial konditionierten Form für soziale Beziehungen bedeutsam wird und bezeichnet dies als den [...] der Zeit.
15. Ethnographie über Berliner Partytourist*innen von Peter Laudenbach: Die elfte [...].
16. Welcher Kampagne von 2003 unterstellt Herfried Münkler eine geringe Wirksamkeit: „Du bist [...]“.
17. Wie viele Hörsäle gibt es im X-Gebäude?
18. Systeme reagieren auf Komplexitätsdruck mit [...].



Generiert mit XWords - dem kostenlosen Online-Kreuzworträtsel-Generator!
www.xwords-generator.de/de

Die SOZusagen verlost exklusiv einen Tagungsband der studentischen Tagung „Zeit - Raum - Identität“

Sendet uns einfach das Lösungswort für das Kreuzworträtsel an unsere E-Mail-Adresse: sozusagen-bielefeld@gmx.de
 Einsendeschluss ist der **15.12.2015**

WIEDER UND WIEDER WIDER DEM ZEITGEIST

In George Orwells 1984 lauten die Parolen der Partei ‚War is Peace‘, ‚Freedom is Slavery‘ und ‚Ignorance is Strength‘ – eine Verkehrung von Bedeutungen, damit bestimmte Worte kein Potential zum Widerstand bieten. Sonst wären sie Reizworte gewesen – Kategorien, die zum kritischen hinterfragen anregen.

Der Begriff des Zeitgeistes ist für mich zu einem Reizwort geworden. Neokonservative bezeichnen damit das vermeintliche Gemüt einer Epoche oder Mentalitäten, die vermeintlich ideologischer Natur sein sollen. Wie im folgenden Beitrag deutlich wird, handelt es sich um ein neokonservatives Ideologem, das keineswegs mit Zeitdiagnose gleichzusetzen ist. Es dient der Diskreditierung daran geknüpfter gegnerischer Inhalte und der Präsentation eines ideologischen Gegenentwurfs. Welche politischen Ziele Neokonservative neben anderen verfolgen, soll ebenfalls vermittelt werden. Neokonservativer Vordenker ist die Münsteraner Philosophen-Schule um Joachim Ritter (vgl. Dubiel 1985: 10ff). Ihr schwebte eine „maßvolle Bürgerlichkeit“ (Roth 2005: 4), basierend auf Traditionen und Sittlichkeit vor. Denn die Bundesrepublik verdanke ihre Stabilität nicht einem ideologisch behafteten Zeitgeist, sondern „der Verschmelzung mit der Industriegesellschaft“, der sich „Ideologien [...] rigoros dem primären Interesse an ‚dem Funktionieren der im Staat vereinigten Leistungssysteme unterzuordnen‘ haben“ (Saage 1983: 82). Die Ritter-Schule ist die frühe deutsche Spielart einer Ideologie, die sich Neokonservatismus nennt und vermeintlich weniger Maximen anbietet als andere Ideologien (vgl. Rickens 2006: 58f & 221f). Ihre Vertreter sind jedoch nicht nur ein unbeugsamer Haufen von Moralaposteln, der nicht aufhört, dem Zeitgeist Widerstand zu leisten. Zu ihnen zählen auch bedeutende Publizisten wie Josef Joffe, Herausgeber der ZEIT, der BILD-Kolumnist Peter Hahne, dessen Manifest *Schluss mit lustig* bis Mitte 2011 allein 900.000 Mal verkauft wurde und ‚unser‘ Bundespräsident Joachim Gauck.

I – Klagelieder gegen das Wehklagen

Meinem Reizwort Zeitgeist begegnete ich als Titel einer Serie von ZEIT-Artikeln von Josef Joffe, die in der Regel Klagelieder anstimmen und keine Quellen benennen. So würde laut Umfragen lediglich ein Viertel der Bundesbürger Kapitalismus mit Freiheit assoziieren. In seiner Begründung für das Scheitern der Planwirtschaft mogelt Joffe geschickt den Hinweis unter, dass gegenwärtig „der Staat den Preis für Wind- und Solarstrom fest[setzt], ohne an die unerwünschten Folgen

zu denken“ (Zeit 15.11.2014). „Ökologismus“ gehöre zu den „neuen Ismen“, die laut Joffe dem „Sieg der liberalen Ordnung“ im Wege stehen, wie auch „Islamismus, Anti-Rassismus, Pazifismus“ und „Wortwaffen wie ‚Homophobie‘, ‚Xenophobie‘ und ‚alte weiße Männer‘“ (Zeit 14.06.2014).

Schluss mit lustig wollte Peter Hahne nicht im Stile „ein[es] akademische[n] Oberseminar[s]“ verfassen, „das auf den harmoniesüchtigen Samtpfoten des Zeitgeistes daherkommt“ (Hahne 2006: 9), sondern als Kritik des Zeitgeistes nutzen. Mit diesem gehe ein Wertemangel einher, dessen gesellschaftliche Probleme nicht nur Ränder der Gesellschaft betreffe, sondern zu einer Bedrohung der Mittelschicht werde. Jedoch bestünde die Tendenz, die „Proklamation fester Werte unter Fundamentalismusverdacht“ (ebd.: 53) zu stellen. Dagegen müsse sich „der entschlossene Mut entschiedener Christen“ richten, die mit „eine[m] kompromisslos-radikalen, an der Bibel orientierten Lebensstil [...] zur Erneuerung unserer Gesellschaft beitragen“ (ebd.). Hahne bemüht – wenn auch nur zitierend – gar den Vergleich mit germanischen Tugenden, um in einem Klagelied gegen einen Zeitgeist des Klagens, Nörgelns etc. einzustimmen (vgl. ebd.: 112).

II – Krieg ist Freiheit

Joffe und Hahne stimmen in den Kanon des Klageliedes ‚Neokonservatismus‘ ein, dessen Rhythmus sich immer mehr zum Takt von Marschmusik verdichtet. Pazifismusforderungen nimmt Joffe zum Anlass, seinem Gegner zu unterstellen, dieser denke nicht im Hier und Jetzt:

„Pazifisten [argumentieren] nicht in der realen Welt. Und so entleibt sich ihre Moral selber. Willentlich oder nicht sagt der absolute Pazifist, dass er bereit sei, alle anderen Werte zugunsten der Gewaltlosigkeit zu verraten: Menschenpflicht, Beistand, wo geholfen werden kann, Notwehr gegen Bluttrunst und Gemeinheit.“ (Zeit 28.08.2014)

So war Joachim Gaucks Rede auf der Münchner Sicherheitskonferenz 2014 ganz im Sinne der Neokonservativen, deren Botschaft „Nichtstun kann genauso falsch sein wie Eingreifen“ (Bild 02.02.2014) war. Unter anderem auf diese Gauck-Rede bezugnehmend kritisiert Joffe in einem wortgewaltigen Artikel, dass Deutschland „ein Menschenalter lang zu gut im Schatten der Weltpolitik gelebt [hat], um plötzlich als Großmacht aufzutreten“ (Zeit 21.08.2014). Und da sich die Fronten auf uns zu bewegen würden, während die USA

nicht mehr Weltpolizist spiele, müsse Deutschland diese „Nachfrage nach Sicherheit“ (ebd.) decken.

Deutschland müsse also nachrücken, wenn das Land der Freiheit nicht mehr kann. Dazu aber müssten auch wir die Freiheit mehr lieben. Dies beklagt nicht nur Josef Joffe, sondern an vorderster Front des neo-orwellischen ‚Krieg ist Freiheit‘ steht auch Joachim Gauck. Dieser hat sein Freiheitsverständnis in Freiheit. Ein Plädoyer. final ausgearbeitet. Dieses widmet jeweils ein Kapitel vermeintlichen Charakterzügen der bundesrepublikanischen Gesellschaft, die sich als „Grundlage einer globalen Leitkultur“ (Gauck 2012: 3) anböten: Freiheit, Verantwortung und Toleranz. Die DDR-Untertanen, die in der friedlichen Revolution von 1989 zu Bürgern wurden, erfuhren eine ungezügeltere, euphorische und jugendliche Freiheit. Dieser stellt Gauck die „Freiheit der Erwachsenen“ (ebd.: 26) gegenüber, die danach fragt: „Wie willst du Freiheit gestalten?“ (ebd.: 22).

Seine Entgegnung lautet mit Verantwortung und seine Devise „Nicht meckern, sondern machen“ (vgl. ebd.: 23f). Daher müsse man „die Bereitschaft [üben], Ja zu sagen zu den vorfindlichen Möglichkeiten der Gestaltung“ (ebd.: 26). Gauck bedient sich Kalter-Kriegs-Anekdoten: Angesichts eines Feindes in Gestalt „eines Kommunismus mit imperialen Absichten“ sei es nicht geboten gewesen, „den demokratischen Westen mental und militärisch abzurüsten“ (ebd.: 45). Demnach dürfe Gewaltverzicht nicht genutzt werden, um Unterdrückung und „Terror zu dulden“ (ebd.: 46). Er fordert also eine aktive und sich auch auf militärische Stärke stützende deutsche Außenpolitik.

III – Krieg wegen Auschwitz

Die gleiche Konsequenz leitet er im letzten Kapitel seines Büchleins her. Demnach sei der Toleranz kein Dienst erwiesen, „wenn wir unser Profil verwässern, sondern indem wir uns [...] unserer eigenen Werte wieder vergewissern“ (ebd.: 49). Diese seien die christlichen und westlichen Werte, wie auch die Menschenrechte, die es „gegenüber kommunistischen, fanatisch-islamistischen oder despotischen Staaten“ (ebd.: 52) zu verteidigen gelte. Die Bundesbürger stünden für diese Werte und die Freiheit nicht ein, weil sie sich nicht genügend mit Europa und seinen Kennzeichen – Menschenrechte, Freiheit und Demokratie – identifizieren. Oder anders: mit einer freien liberalen Welt, die sich gegen totalitäre Systeme verteidigen sollte, darunter auch antikapitalistische (vgl. ebd.: 54-60).

Laut Gauck kämen für Deutschland Gestaltungsmöglichkeiten auf, wenn es in die Rolle des Weltpolizisten schlüpfe. Daher habe er ein Problem, wenn die Shoa als Erfahrung „historische[r] Schuld“ von Antifaschist_innen und Pazifist_innen genutzt wird, „Weltabgewandtheit oder Bequemlichkeit zu verstecken“ (Gauck 2014: 6). Die politischen Gegner würden keine „Verantwortung“ propagieren sondern „[p]olitische Enthaltsamkeit [...] für den Erben des Weltungeheuers“ (Gauck 1998). Dennoch macht er an dieser Stelle den Zeitgeist des

Werteverlustes verantwortlich, dass sich deutsche Politiker_innen gegen Militäreinsätze aussprechen, statt für die „Menschenrechte der Gepeinigten und Ermordeten ein[zugreifen“ (Gauck 1998).

So formulierte es Gauck bereits 1998. Es ist also anzunehmen, dass sich mit der Wahl Gaucks zum Bundespräsidenten ein Paradigmenwechsel abschloss, den Norbert Schepers mit „Jetzt wieder Krieg – wegen Auschwitz“ umreißt. Die Geschichte des Nationalsozialismus und der Shoa soll durch „öffentliche Inbesitznahme“ in „positives moralisches Kapital für staatliches und politisches Handeln seitens der ‚neuen Mitte‘“ gewandelt werden, um so mittels Erinnerungspolitik „ein[en] positiven moralischen Bezugspunkt für ein mächtiger gewordenes und ambitionierteres Deutschland“ (Schepers 2005: 88) zu schaffen.

PATRICK KAHLE

Literatur:

Bild (02.02.2014): Pazifisten sind keine besseren Menschen! <http://www.bild.de/politik/kolumnen/peter-hahne/gedanken-am-sonntag-34496330.bild.html>

Dubiel, Helmut (1985): Was ist Neokonservatismus? Frankfurt am Main: Edition Suhrkamp.

Gauck, Joachim (1998): Das Ritual der Antifaschisten. In: ZEIT 30.07.1998. URL: http://www.zeit.de/1998/32/199832.schwarzb.letzte_.xml (Abruf: 09.11.2014)

Gauck, Joachim (2012): Freiheit. Ein Plädoyer. München: Kösel.

Gauck, Joachim (2014): Deutschlands Rolle in der Welt: Anmerkungen zu Verantwortung, Normen und Bündnissen. URL: http://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Downloads/DE/Reden/2014/01/140131-Muenchner-Sicherheitskonferenz.pdf?__blob=publicationFile

Hahne, Peter (2006): Schluss mit Lustig. Lahr/Schwarzwald: Verlag der St.-Johannis-Druckerei.

Rickens, Christian (2006): Die neuen Spießer. Berlin: Ullstein Buchverlage.

Roth, Florian (2005): Die Ritter-Schule: Philosophie für die junge Bundesrepublik. URL: <http://www.florian-roth.com/app/download/6416413985/Ritter-Schule.pdf?t=1345150457>

Saage, Richard (1983): Neokonservatives Denken in der Bundesrepublik. In: Fetscher, Iring (Hg.): Neokonservative und »Neue Rechte«. München: C. H. Beck. S. 66-116.

Schepers, Norbert (2005): Einen Nerv getroffen. Berlin: Karl Dietz Verlag URL: http://edoc.vifapol.de/opus/volltexte/2009/1116/pdf/Manuskripte_48.pdf

Zeit (14.06.2014) Ende der Geschichte. URL: <http://www.zeit.de/2014/25/josef-joffe-zeitgeist-25-2014>

Zeit (21.08.2014): Deutschland vor? URL: <http://www.zeit.de/2014/35/zeitgeist-aussenpolitik>

Zeit (28.08.2014): Der Mut, der nur so tut. URL: <http://www.zeit.de/2014/36/kaessmann-pazifismus-moral>

Zeit (15.11.2014): Der böse Kapitalismus. URL: <http://www.zeit.de/2014/47/kapitalismus-marktwirtschaft-zeitgeist>

DIE GROSSE WEITE WELT

Von privaten und nationalen Mythen

Vier Männer, mehr dunkle Silhouetten als echte Gestalten, um sie herum nichts als eisige Wüste. Der Himmel so weiß und voller Schnee wie der Grund, auf dem sie stehen; die Hände zum militärischen Gruß erhoben, ihre Augen gerichtet auf einen Schneehaufen, auf ihm im Winde wehend die norwegische Flagge. Dieses Bild verkündet vom Triumph einer jungen Nation, der Stoßtrupp des Roald Amundsen im Dezember 1911, als erste Menschen am Südpol, als die sie in einem Wettlauf um die Ehre das stolze britische Empire geschlagen hatten. Amundsen war der Held des neuen Norwegen, wenige Jahre nach der Unabhängigkeit von Schweden.

Ob dieses Bild, oder eines wie Philipp Lahm den WM-Pokal in den Nachthimmel von Rio hebt: Sie gehen um die Welt, sie vereinen ganze Länder in Stolz und Solidarität mit Menschen, die ihnen privat vielleicht unsympathisch wären. Man braucht sich nicht zu wundern, warum sich auf einmal wildfremde Menschen jubelnd in den Armen liegen und die Nationalfahne schwenken. Man weiß natürlich, dass gerade mal wieder eine WM oder Ähnliches stattfindet und, ob widerwillig oder nicht, die meisten wird es doch rühren. Diese Erzählungen gehen in den Mythenschatz einer Nation¹ ein.

Ein eigenartiges Phänomen, wenn man nüchtern darüber nachdenkt. Aber dafür sind Mythen eben nicht da, um der kalten Vernunft standzuhalten, sondern um Emotionen zu schüren. Freude, Dankbarkeit, aber auch Wut und Entschlossenheit. Nicht nur Nationen, alle sozialen Kollektive kommen ohne ihre Mythen nicht aus. Mythen tragen zur Schließung und Sinngebung von Kollektiven, in diesem Falle (was uns im Weiteren als Beispiel dienen soll) Nationen bei.

Es soll in diesem Artikel nicht darum gehen, die Manifestationen dieser Mythen zu analysieren, wie gewaltige Denkmäler oder kleine Fanartikel. Auch nicht darum zu fragen, ob das nicht letztlich alles Mobilisierungstaktiken unserer Herrschenden sind, um von den wahren Problemen abzulenken, oder darum, dem Mythos an sich vorzuwerfen, Werkzeug der Irrationalität zu sein. Es soll vielmehr die Frage gestellt werden, warum sich diese Mythen in immer neuen Formen in allen Kollektiven finden, wie sie zur Konstituierung dieser Grup-

pen beitragen und was sie letztlich zu leisten imstande sind. Nationalmythen drehen sich meist um das Entstehen einer Nation, die sich oft als Befreiung aus Unterdrückung darstellt. Der Auszug der Israeliten aus Ägypten, die Schlacht im Teutoburger Wald oder die Befreiungskriege gegen Napoleon sind solche Geschichten. Darum aber soll es hier gerade nicht gehen. Es sind bereits politische Handlungen auf, im weitesten Sinne², „staatlicher“ Ebene. Wie ist es aber mit den eingangs beschriebenen Beispielen, Aktionen von Privatleuten, die mit dem Staat als Repräsentanten einer Nation zunächst nichts zu tun haben (worüber auch Bezeichnungen wie „Nationalmannschaft“ nicht hinweg täuschen sollte – sie werden immer von nichtstaatlichen Akteuren gestellt)? Wie und warum werden sie auf eine höhere Ebene kollektiven Prestiges gehoben?

Die eine Erklärung ist, dass sie in unseren heutigen, für Europa so friedlichen Zeiten, als bloßer Ersatz für den kriegsrischen Ruhm dienen. Es kämpfen keine Soldaten, sondern Sportler gegeneinander, mithin keine schlechte Austragung kollektiver Rivalitäten. Aber diese Erklärung greift zu kurz. Seit dem großen Zeitalter des Nationalismus und des Nationalmythos, dem 19. Jahrhundert, kennt man auch die Erklärung privater Erfolge zu Ereignissen nationalen Ranges, also aus einer Zeit, die für Europa mit der heutigen nicht zu vergleichen ist.

**Nicht nur Nationen, alle sozialen
Kollektive kommen ohne ihre
Mythen nicht aus.**

Der Politikwissenschaftler Herfried Münkler hat in seiner Monografie „Die Deutschen und ihre Mythen“ festgestellt, dass die Bundesrepublik ein weithin mythenfreies Land geworden ist.³ Es stimmt, dass sich nach dem Zusammenbruch des Jahres 1945 die deutsche Bevölkerung in weiten Teilen ernüchert von aller politischen Emotionalität abwandte. Aber, wie Münkler ebenfalls herausstellt, sind Mythen durchaus kein Instrument allein der Beharrung oder gar rechtsradikaler Kreise. Im Zuge aller Revolutionen und Umbrüche, auch des schwächeren der 68er, seien Mythen in nicht minderer Weise zum dynamischen Moment auch der Linken geworden.⁴ Sie seien, wie schon Marx konstatierte, grundsätzlich jeder Richtung offen und der Arbeit einer Vielzahl von Personen unterworfen. Sie sind dabei gerade kein elitäres Projekt im Stile moderner Medienkampagnen, die von professionellen Werbeagenturen entworfen werden und

deren Wirkung schnell nachlässt, wofür Münkler die „Du bist Deutschland“-Kampagne des Jahres 2005 als Beispiel heranzieht.⁵ Die Hauptarbeit liegt gewiss bei den Wortgewaltigen der jeweiligen Zeit, den Dichtern, Schriftstellern, Rednern. Aber die großen, wahrhaften Volksmythen sind eben solche geworden, weil sie der Deutung und Ausmalung breitester Volksschichten freistanden. Die zahllosen Orte im deutschen Raum, denen im 19. Jahrhundert von Lokalpatrioten nachgesagt wurde, hier warte der alte Kaiser Barbarossa auf des Reiches Wiederkehr, hätte sich kein Dichter alle ausdenken können. In unzähligen Sagen und Legenden haben sich die schicksalsbewegten Zeiten unserer Vorfahren erhalten, von der Völkerwanderung bis zum Dreißigjährigen Kriege.

Mythen müssen offen und frei sein, sodass jeder sich darin wiedererkennen kann. Es ist der berühmte „Wo warst du, als“-Effekt. Zugleich müssen es Ereignisse von einer Bedeutung sein, dass diese ganz persönlichen Erlebnisse von Generation zu Generation weitergereicht werden. Es bedeutet aber auch, dass eine von oben verordnete Mythenbildung keine dauerhafte Wirkung zu entfalten vermag. Sie sind künstlich und dürfen zugleich keinerlei Arbeit an sich zulassen. Wer weiß, was sich daran alles an oppositionellem Geist importieren lässt. In China treten jeden Morgen vor Schichtbeginn die Arbeiter in Reih und Glied an, um die eigens komponierte Firmenhymne abzusingen. Wenn sich hier auch Reste der ursprünglichen kommunistischen Ideologie erhalten haben, so erkennt man doch gut, zu welchem Ergebnis derart verkrampte und von oben verordnete Sinngebung führt.

Es stellt sich die Frage, ob das große Aufkommen des Nationalmythos' (zunächst gleich ob politisch oder privat) im 19. Jahrhundert sich allein mit dem allgemeinen Aufleben des Nationalismus erklären lässt. Es war nicht nur die Zeit des Nationalismus, sondern auch des Entstehens der modernen Massengesellschaft, d.h. Befreiung des Individuums, Fallen der begrenzten Welt eines jeden zugunsten der allmählichen Industrialisierung, Verstädterung, Globalisierung. Man mag es mit positiven, weil als „fortschrittlich“ verstandenen Worten wie Demokratisierung, Selbstverwirklichung und Säkularisierung beschreiben, aber man kann auch zu den Begriffen Orientierungslosigkeit, Vermassung und Vereinsamung greifen. Die Bindung zur unmittelbaren Heimatscholle löste sich auf, und nur unzureichend, abstrakt trat an ihre Stelle die Nation, später an deren Seite Europa, manchmal die Welt. Vielleicht ist der Mythos gerade deshalb in dieser Zeit groß geworden, weil die Menschen des Ersatzes bedurften für ihre verschwundene Umgebung. Er ist die Kompensation für die verlorene, eigene kleine Welt, die Beruhigung für die unerschwellige Angst, allein zurückgelassen zu werden.

Es ist in diesem Sinne eben egal, dass man die Menschen nicht mehr kennt, denen man auf der Straße begegnet. Sie gehören wie man selbst einem größeren Ganzen an, die Hemmungen der Fremdheit fallen in dem Augenblick, in dem

man dies vor aller Augen erkennt. Etwa, wenn ein unbekannter Mann, in einem fremden Land, in einem Sport, den man kaum versteht, einen Ball über eine Linie bugsirt.

Seit dem 19. Jahrhundert lässt sich zudem ein stetes Zurückdrängen der Religion aus der Öffentlichkeit⁶, eine weitgehende Säkularisierung und ein sich ausbreitender Atheismus beobachten. Mythen können auch als Ersatzreligion für die nun so triste und materialistische Welt dienen. Das ist meist nur den Großideologien Nationalsozialismus und Kommunismus unterstellt worden. Die Grundzüge, die Ergänzung und allmähliche Ablösung von Heiligtagen zugunsten von staatlichen Feiertagen, finden sich jedoch seit dem 19. Jahrhundert auch im allgemeinen Nationalismus und seinen Mythen.

So kommen wir zum letzten Aspekt dieses Aufsatzes, nämlich wie eigentlich (im weitesten Sinn) private Veranstaltungen einen derartigen nationalen Rang erreichen können. Es mag gut sein, dass dies in gewisser Weise eine spezifisch deutsche Erscheinung ist, da die Deutschen allem militärischen Gepränge (das in der Regel mit der Präsentation eines Mythos' einhergeht) heute so völlig ablehnend gegenüber stehen.

Dass ausgerechnet der Fußball einen so hohen Stellenwert im nationalen Gedächtnis eingenommen hat, hängt ohne Zweifel mit dem sagenumwobenen „Wunder von Bern“, dem ersten Neuaufblühen einer tief gestürzten Nation, zusammen. Es konnte mit ihm folgenden Erfolgserlebnissen wie dem „Wirtschaftswunder“ verknüpft werden, ohne dass ein logischer Zusammenhang tatsächlich bestand.⁷ Deutschland ist nicht nur Fußballweltmeister, sondern auch Exportweltmeister: Eine vielsagende sprachliche Übertragung. Von der genuin staatlichen und militärischen Repräsentation wandte man sich ab. Die verbreitete Ablehnung von Auslandseinsätzen der Bundeswehr hängt damit zusammen, dass sie – eine interessante Rückkopplung mit unserer obigen Definition des Mythenzwecks – an weltweite Verwicklungen erinnern, in die man hineingezogen wird, ohne sie recht zu verstehen.

Dies mag eine Erklärung für den besonderen Status dieser Art des Nationalmythos' in Deutschland sein, aber er erklärt nicht, warum auch in anderen Ländern derartige Ereignisse hochgehalten werden.

Es fällt auf, dass derartige Mythen, anders als kriegerische Taten, erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts ihren großen Auftritt haben und von da an stetig zunehmen. Neben der heute allgemein verbreiteten Ansicht, dass moderne Kriege immer ein Übel darstellen, hängt es vielleicht mit dem Aufschwung des Bürgertums zur bestimmenden Schicht und der gleichzeitigen Egalisierung gesellschaftlicher Unterschiede zusammen. Die Männer und Frauen, die sich als Forscher oder Sportler Ruhm geschaffen haben, entstammten von Anfang an im Wesentlichen den bürgerlichen Schichten, mitunter sogar der Unterschicht. Sie bieten ein Gegenstück zum lange noch sehr aristokratisch geprägten Heer, wobei auch dort die

Mythen müssen offen und frei sein, sodass jeder sich darin wiedererkennen kann.

Essays

Zahl der bürgerlichen Helden langsamer als im Rest der Gesellschaft zugenommen hat. Mit diesen Menschen „aus dem Volke“ fallen die Identifizierung und manchmal auch die Pflege der eigenen Träume von Berühmtheit und Anerkennung leichter. Es ist insofern nur folgerichtig, dass im Sport und vor allem im populären Fußball die Eingliederung der neuzugewanderten Migranten deutlich eher gelingt als in vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen – ein einfacher Blick auf Mannschaftsaufstellungen bestätigt dies.

So sind denn unsere heutigen Mythen vieles zugleich: Heldengeschichten, die einen erheben, Garanten der Hoffnung auf den eigenen Ruhm, Mittel der emotionalen Aufbereitung der harten Realität; vor allem aber: Der Ersatz für unsere gefallene kleine Welt der Vormoderne, die Zusicherung, auch in den Massen der Kälte und Fremde: Du bist nicht allein.

RAPHAEL STEFFEN

Anmerkungen und Literatur:

¹Die am weitesten verbreitete soziale Ordnung wird nach wie vor durch den Nationalgedanken repräsentiert.

²Es ist in diesem Zusammenhang eigentlich anachronistisch, von Staaten zu sprechen, da die Ausbildung der Staatlichkeit erst in der Moderne einsetzte. Sie wird der Einfachheit halber benutzt.

³Münkler, Herfried (2009): *Die Deutschen und ihre Mythen*, Rowohlt, Berlin, S. 9

⁴Ebd., S. 25

⁵Ebd., S. 477ff.

⁶Zumindest in der westlichen, industrialisierten Welt.

⁷Ebd., S. 467f.

Auflockerndes



VON ARNE KRAMER-SUNDERBRINK

LEHRENDENUMFRAGE

Forschungsprojekte zu Zeit und Raum an der Fakultät für Soziologie

Zeiten und Räume – diese beiden Themenbereiche lassen sich auch in aktueller und vergangener Forschung an unserer Fakultät wiederfinden. Die SOZusagen-Redaktion hat genauer nachgefragt und zeigt in diesem Beitrag, in welchen Zusammenhängen diese Aspekte in der Forschung relevant werden. Dabei wird deutlich, welche unterschiedlichen soziologischen Zugänge zu Zeit und Raum möglich sind.

Als Rechtssoziologe beschäftigt sich **Alfons Bora** sowohl mit der Kategorie Zeit als auch Raum. Die zeitliche Dimension ist für die Rechtssoziologie deshalb wichtig, weil Normativität eine besondere Form der Zeitbindung ermöglicht, nämlich kontrafaktisches, enttäuschungsfestes Erwarten. Die Funktion des Rechtssystems besteht in der Stabilisierung dieses Erwartungsmodus. Auch in Bezug auf die Risikoregulierung ist Zeit ein bedeutsamer Aspekt und zwar im Hinblick auf die Zukunftsoffenheit von Entscheidungsfolgen. Risikoentscheidungen bzw. deren Rationalisierungssemantiken gelten als Formen der Zeitbindung.

Raum ist deswegen für die Rechtssoziologie relevant, weil das Recht räumlich verfasst ist. Ein Beispiel dafür ist die segmentäre Differenzierung des Weltrechts. Das Recht konstituiert nicht nur den Raum, es regelt auch räumliche Sachverhalte in sehr umfangreicher Weise. Schließlich hat auch die Rechtskommunikation selbst, jedenfalls soweit sie Interaktionen und Organisationen einschließt, einen starken räumlichen Index, der beispielsweise in der ritualisierten Kommunikation vor Gericht eine ganz wesentliche Rolle spielt.

Für all diejenigen, die sich auch einmal selbst im Seminar mit Themen der Rechtssoziologie auseinandersetzen möchten, sei an dieser Stelle noch der Hinweis gegeben, dass Herr Bora im Wintersemester 2015/16 eine Lehrveranstaltung zum Thema Recht/Raum/Sprache anbietet.

In der kriminalsoziologischen Forschung von **Jost Reinecke** kommen Zeiten und Räume ebenfalls in unterschiedlichen Zusammenhängen und Forschungsfragestellungen vor. Reinecke und sein Projekt arbeiten mit Längsschnittdaten, wodurch Zeit schon im Forschungsdesign eine Rolle spielt. Sie wird hier oft als diskretes Merkmal betrachtet, obwohl es sich eigentlich um ein kontinuierliches Merkmal handelt. Allerdings sind dann die entsprechenden statistischen Modelle ungleich komplizierter.

Inhaltlich spielt die zeitliche Dimension in der kriminal-

soziologischen Forschung eine wichtige Rolle. In einem seit bereits zwölf Jahren laufenden Längsschnittprojekt wird die Entwicklung von deviantem und delinquentem Verhalten bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen untersucht.¹ Dabei steht die Identifikation unterschiedlicher Verlaufstrajektorien im Vordergrund. Die Studie untersucht auch die Entwicklung und der Verlauf von Freizeit, Werten, Normen und anderen Einstellungen. Gleichzeitig haben deviantes und delinquentes Verhalten immer auch einen räumlichen Bezug. So erfordern bestimmte Delikte eine Gelegenheitsstruktur: Ladendiebstähle finden beispielsweise zumeist in städtisch geprägten Zonen statt. Die kriminalsoziologische Forschung bezieht Räume explizit auch in einige theoretische Konzepte ein, wie im Broken-Windows-Ansatz.²

Auch in Projekten der Religionssoziologie am CiRRuS (Center for the interdisciplinary research on religion and society)³ und am CIAS (Center for InterAmerican Studies)⁴ der Universität Bielefeld stellen Zeit und Raum wichtige Aspekte dar. **Heinrich Schäfer** berichtet von einer Untersuchung zu Identitäten und Strategien religiöser Akteure in Guatemala und Nicaragua: Die Selbstverortung in den räumlich gedachten (Macht-) Positionen der Gesellschaft sowie der imaginierte Zeithorizont für eigenes und fremdes Handeln und für „die Welt“ als Ganze bieten für Akteure generell kognitive Orientierung. Bei religiösen Akteuren sind die entsprechenden Dispositionen zusätzlich mit einer religiösen Semantik codiert. Darüber hinaus wird Raum in einem Projekt zur Bedeutung religiöser Orientierung in Migrations- und Kommunikationsflüssen zwischen Zentralamerika und den USA untersucht.

Auch in verschiedenen Forschungsthemen von **Annette von Alemann** finden sowohl Zeit als auch Raum Berücksichtigung. Zeit spielt beispielsweise in ihrer Forschung zu Männern und Frauen in Führungspositionen der Wirtschaft eine Rolle: Zum einen als Entwicklungsprozess in der Zeit (im Sinne von wirtschaftlicher Entwicklung, Entwicklung der Globalisierung oder Entwicklungen hin zu mehr Gleichstellung), zum anderen als Lebenszeit, beispielsweise in Karrierediskursen über das richtige Alter für Karriereschritte, die Verweildauer in Positionen und das Alter zum Kinderbekommen. Zeit spielt auch eine Rolle in den Normen und Vorgaben für Arbeitszeit und zeitliche Verfügbarkeit.

Auch in ihrer Forschung zur Vereinbarkeit von Beruf und

Familie bei Vätern kommt Zeit als Lebenszeit vor. So beeinflusst beispielsweise das Alter, in dem Väter ihr erstes Kind und weitere Kinder bekommen, ihre Einstellungen zum Vatersein, ihre beruflichen Ziele und natürlich auch ihre Ressourcen. Lebenszeit spielt nicht nur im Sinne von Arbeits- und Karrierezeit eine Rolle, sondern auch als Familienzeit. Es geht also auch um die Vereinbarung von Zeiterfordernissen in Beruf und Familie. Weiterhin ist Zeit als Entwicklungszeit des Kindes ein wichtiger Aspekt. Beispielsweise geht es darum, Entwicklungsschritte des Kindes nicht zu verpassen. Die historische Dimension von Zeit findet sich ebenfalls in diesem Forschungszusammenhang wieder: Die Leitbilder für Mütter- und Väterlichkeit haben sich im Laufe der Zeit immer weiter verändert; Väter grenzen sich von ihren eigenen Vätern ab, die sie als Kinder als abwesend erlebt haben. Zudem wird Zeit in diesem Zusammenhang zu einem politischen Begriff, und zwar bei Fragen der Elternzeit, der Vätermonate oder auch des Rechts auf Teilzeitbeschäftigung von Vätern.

Für diese Forschungsthemen ist Raum vor allem als geografischer Raum wichtig, in der die Forschung stattfindet. Raum bezieht sich hier auf Deutschland bzw. auf „unser“ Gesellschaft, für die bestimmte soziale Normen sowie wirtschaftliche und rechtliche Bedingungen gelten.

In einem anderen Forschungsprojekt von Alemanns zur gesellschaftlichen Verantwortung von Unternehmen geht es abermals um Zeit als historische Zeit bzw. zeitliche Entwicklung. So haben beispielsweise Unternehmen früher ihr gesellschaftliches Engagement weniger nach außen kommuniziert. Außerdem erforscht von Alemann die Zeit als Arbeitszeit, beispielsweise wenn Unternehmen die Arbeitszeit ihrer Mitarbeiter/innen an soziale Projekte „verschenken“. In dieser Zeit engagieren sich die Mitarbeiter/innen z.B. in einem Kindergarten oder streichen ein Heim für Behinderte, meist im Rahmen eines „Social Day“. Die Komponente Raum bezieht sich in diesem Forschungsprojekt auf den lokalen Rahmen des Engagements: Während sich vor allem kleinere Unternehmen vor Ort oder in der Region engagieren, machen das größere Unternehmen eher landes- oder weltweit - häufig dort, wo sie Standorte haben. Raum bezieht sich aber auch auf die Globalisierung und die wachsende Schwierigkeit von Nationalstaaten, das Handeln von Unternehmen zu regulieren. Insbesondere größere Unternehmen können sich weltweit die besten Produktionsbedingungen aussuchen, so dass die Politik bzw. gesellschaftliche Akteure darauf verwiesen werden, Unternehmen vom freiwilligen Handeln zu überzeugen. Anette von Alemann forscht zu der Frage, wie das gelingen kann - oder auch nicht. Die Globalisierung wiederum übt auf die Unternehmen bzw. ihre Führungskräfte Druck aus, weil sie nicht mehr im regionalen oder nationalen, sondern im internationalen Wettbewerb stehen, bei großen nationalen Unterschieden in den Produktionsbedingungen.

Mit Fragen zum Raum forscht **Andreas Vasilache**. Im Speziellen geht es hier um Raumordnungen durch Gren-

zen und Grenzziehungen. Dabei ist er vor allen Dingen daran interessiert, wie Grenzen beschaffen sind und anhand welcher Kriterien und Rationalitäten Grenzen gezogen und Räume unterteilt werden. „Grenzen“ werden in diesem Zusammenhang in einem weiteren, nicht nur territorialen, sondern auch in einem epistemischen Sinne verstanden. In Vasilaches Forschung geht es also sowohl um physische Grenzen und Räume als auch um Geltungsgrenzen und Geltungsräume. Empirisch interessiert er sich insbesondere für Situationen und Räumen im Ausnahmezustand.

Der mittlerweile emeritierte Sozialgeograph **Uli Mai** hat sich in seiner Forschung hauptsächlich mit entwicklungssoziologischen Fragestellungen beschäftigt.

Unter anderem erörterte er in einem eher theoretischen Artikel den Begriff der „räumlichen Identität“. Er stellte sich die Frage, welche Rolle der Raum bei der Stiftung personaler wie kollektiver Identität spielt.⁵ In weiteren Artikeln befasste er sich mit der Frage der Überfremdung durch fremde räumliche Symbole in den neuen Bundesländern nach der Wende 1990.⁶ Außerdem hat Mai in einem deutsch-polnischen Drittmittelprojekt mitgewirkt, in dem mehrere Dissertationen die zentrale Frage „symbolischer Aneignung“ als Voraussetzung für die Entstehung von Heimat thematisiert haben. Hierzu gab es empirische Fallstudien über die Auswirkungen des weitgehenden Austausches der Bevölkerung nach 1945 in Masuren/Polen, aber auch zu den Transformationen nach 1990.⁷ Ein Teilaspekt dieser Forschungen folgt der speziellen Frage nach ethnischen Stereotypen in der Wahrnehmung des Raumes.⁸ Ein weiteres Projekt befasste sich mit der Veränderung städtischer Bodenpreise in der Nachkriegszeit und den Auswirkungen auf Stadtflucht und Stadtpolitik.⁹

Die Doktorandinnen **Mareike Reimann** und **Stephanie Pausch** des Sonderforschungsbereichs 882 „Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten“ forschen aktuell zu dem Thema Vereinbarkeit von Berufs- und Privatleben erwerbstätiger Mütter und Väter. Dies wird auch als der „Work-Family Conflict“ bezeichnet. Das Besondere an diesem Forschungsprojekt besteht darin, dass der Konflikt nicht nur für Mütter untersucht wird, sondern auch für Väter.

In der Studie zeigen sich Zeitprobleme bei der Integration beider Lebensbereiche für Mütter und Väter. Neben der klassischen Arbeitszeit geht es hier auch um andere zeitliche Belastungen, die in das Privatleben hineinreichen. Dazu gehören beispielsweise überlange Arbeitszeiten oder die Erwartung, dass regelmäßig Mehrarbeit geleistet wird. Gleichzeitig wird der Konflikt zwischen Arbeit und Familie aber auch dadurch verschärft, dass mittlerweile durch neuere Kommunikationstechnologien eine ständige Erreichbarkeit möglich ist und zum Teil auch erwartet wird. Diese beiden Aspekte erschweren die Integration von Familie und Arbeit sowohl für Mütter als auch für Väter. Andere Bereiche wie regelmäßige Schichtarbeit, Arbeit an Sonn- und Feiertagen sowie die Wahrnehmung, dass die

Nutzung familienfreundlicher Angebote im Beruf negativ als mangelndes Engagement betrachtet wird, erschweren den Konflikt vor allem für Väter. Auf der anderen Seite wurden in dem Forschungsprojekt aber auch Faktoren untersucht, die potenziell den Work-Family Conflict verringern. Anders als vielleicht erwartet, führen flexible Arbeitszeiten nicht zu einer Verringerung des Konflikts. Für Väter entstehen aus der Nutzung flexibler Arbeitszeiten sogar mehr Konflikte. Heim- und Telearbeit ist wiederum für Mütter ein Faktor, der in größeren Schwierigkeiten bei der Vereinbarkeit resultieren kann. Die Unterstützung durch Kollegen führt hingegen für Mütter zu einer Entschärfung des Konflikts. Zudem zeigt sich, dass sowohl für Mütter als auch für Väter die Unterstützung durch Vorgesetzte einen positiven Effekt hat. Diese Ergebnisse machen deutlich, dass Vereinbarkeit von Beruf und Familie nicht nur für Mütter sondern auch für Väter eine Herausforderung darstellt. Rainer Schützeichel beschäftigt sich in verschiedenen Forschungsarbeiten mit Zeit als „sozialer Zeit“ und Raum als „sozialem Raum“. Die theoretische Frage nach der Konstitution von sozialer Zeit und sozialen Räumen steht dabei im Vordergrund seines Erkenntnisinteresses. Derzeit arbeitet Schützeichel in einem Forschungsprojekt über „Temporalstrukturen der Gesellschaft“, in dem es insbesondere um die Problematik der Eigenzeiten von Funktionssystemen und die daraus resultierenden Synchronisierungs- und Desynchronisierungsprobleme geht. Außerdem wird derzeit in Kollaboration mit Kollegen aus Essen ein Forschungsantrag über „Räume und Atmosphären“ ausgearbeitet. In diesem Projekt soll es um eine Analyse der Differenzen von Atmosphären in sozialen Räumen gehen. Im Sommersemester 2016 wird Herr Schützeichel wahrscheinlich erneut ein Seminar zum Thema der Raumsoziologie anbieten.

In der politikwissenschaftlichen Forschung von **Detlef Sack** sind in der zeitlichen Dimension insbesondere institutionelle Pfadabhängigkeiten und graduelle institutionelle Transformationen (Chronos) in Politikfeldern und organisatorischen Arrangements ein wichtiges Thema. Auch Kontingenz und gute Gelegenheiten (Kairos) im Rahmen von Machtprozessen und Gesetzgebung gehören zu sei-

nen Forschungsthemen.

In der räumlichen Dimension sind die politischen und gebietskörperschaftlichen Ebenen, etwa im europäischen Mehrebenenregieren bedeutsam. Aber auch Räume vergemeinschafteter Bürgerschaft, politischer Kommunikation, transnationaler Wirtschaft und Migration und die Orte der Interaktion, wie etwa Stadtteile und Grenzen sind relevante Bezüge in seiner Forschung.

KATHARINA GUTH & JOHANNA SPRINGHORN

Anmerkungen:

¹Für weitere Informationen: www.crimoc.org

²http://www.krimlex.de/artikel.php?BUCHSTABE=&KL_ID=40

³<http://www.uni-bielefeld.de/theologie/forschung/religionsforschung/>

⁴<http://www.uni-bielefeld.de/cias/ueber-uns.html>

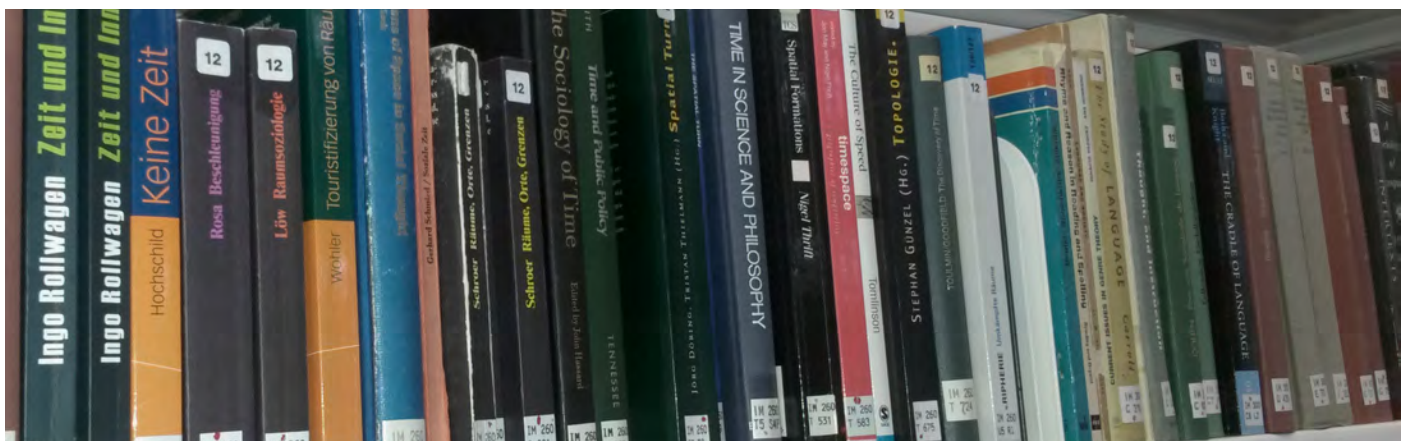
⁵Gedanken über räumliche Identität. Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie 1989, H. 1/2, S. 12-19. Wiederabdruck in polnischer Übersetzung: Rozwazania o poczuciu przynaloznosci terytorialnej. In: Borussia: Kultura, Historia, Literatura, H. 9/1994, S. 5-14.

⁶Heimatlos zuhaus: Räumliche Identität in Ostdeutschland. In: Heimat im Geographieunterricht. Referate des 18. Greifswalder Geographischen Symposiums, 14. - 17. Okt. 1991, hg. vom Geographischen Institut der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Greifswald 1992, S. 212-222. Kulturschock und Identitätsverlust: Über soziale und sinnliche Enteignung von Heimat in Ostdeutschland nach der Wende. Geogr. Rundschau 45 (1993), Heft 4, S. 232-237.

⁷Symbolische Aneignung in ethnisch gemischten Räumen: Über den Umgang mit dem Fremden in Masuren. Empirische Befunde. In: F.-J. Kemper (Hrsg.): Ethnische Gruppen und Minoritäten. Berlin 1997. Masuren: Trauma, Sehnsucht, leichtes Leben. Zur Gefühlswelt einer Landschaft. Bielefelder Geographische Arbeiten, Bd. 6. (Hrsg.) Münster 2005.

⁸Deutsche Eichen und polnische Linden: Ethnische Symbole in Masuren. In: Forschung an der Universität Bielefeld. H. 16/1997, S. 18-24. „Die liederliche Landschaft: Ethnische Stereotype unter Angehörigen der deutschen Minderheit in Masuren“. In: Berichte zur Deutschen Landeskunde, Leipzig 2001, H. 4, S. 377-394.

⁹Bodenpreise, Stadtfucht und Stadtpolitik: Stadtentwicklung in Bielefeld (1963-1993). In: Geographische Kommission für Westfalen (Hg.): Nordost-Westfalen (Band zur Jahrestagung 1.07.95 in Bielefeld). Münster 1995 (18 S., im Druck).



Johanna Springhorn

WIEDER KEINE ZEIT GEHABT?

Ein Essay zur sozialen Beschleunigung

Fehlt Euch auch die Zeit?! In unserer Alltagswelt sind wir umgeben von Zeitstrukturen, die uns zu einer besseren Organisation, einer höheren Effizienz in allen Alltagsangelegenheiten sowie zu einer optimalen Alltagsorganisation treiben. An Beschreibungen für „Zeitnot“, egal ob in Studium, Beruf oder im privaten Bereich, mangelt es nicht. Umgeben wird man von einem beklemmenden Gefühl, dass *alles* stetig schneller und *effizienter* ausgeführt werden soll. „Immer schneller!“, so lautet das heutige Motto. Die Konsequenzen lassen dann nicht lange auf sich warten: Erschöpfungssymptome, immer gestresste und psychisch erkrankte Menschen, kurze Erholungsräume bzw. Auszeiten an besinnlichen Orten oder eine völlige Dauerstimulation durch unzählige Erlebnisse beliebiger Art, die unterbrochen wird durch immer kürzere Erholungszeiträume. Aber muss es wirklich zu einem „Durchhetzen“ in unserer Zeit kommen? Warum lassen wir uns von dieser Norm so treiben?

Muss es wirklich zu einem „Durchhetzen“ in unserer Zeit kommen? Warum lassen wir uns von dieser Norm so treiben?

Antworten finden wir bei Hartmut Rosa, der als Professor an der Friedrich-Schiller-Universität Jena lehrt und forscht und in seinem 2005 erschienenen Buch *„Beschleunigung– die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne“* das Phänomen der „Sozialen Beschleunigung“ als zentrales Merkmal der Moderne untersucht. In diesem Essay sollen die wichtigsten Aspekte der Beschleunigungstheorie von mir dargestellt werden.

Zuerst führt Rosa eine Klassifikation in drei Dimensionen zur Beschreibung des Beschleunigungsphänomens ein: Die *technische Beschleunigung* (Rosa 2005: 124 ff.), den *sozialen Wandel* (ebd: 129ff.) und die *allgemeine Beschleunigung des Lebenstempos* (ebd: 135). Diese steigern sich in ihrer Wirkung wechselseitig (ebd: 175). Am Ausdruckvollsten ist die technische Beschleunigung, die durch die rasante Entwicklung der Technik seit der Industrialisierung ab dem 19. Jhd. bis ins 20. Jhd. den sozialen Wandel erheblich beschleunigte. Heute ist dies die digitale Revolution zu einer Wissens- und Informationsgesellschaft. Ein Merkmal des sozialen Wandels ist die Tatsache, dass sich familiäre und berufliche Strukturen rasch verändern. Allgemeine Beschleunigung bedeutet, dass nicht nur ein technischer und sozialer Wandel vollzogen wird, sondern dass sich alle individuellen Beschleunigungen gesamtgesellschaftlich beschleunigen. Die Veränderung von

Werten, Lebensstilen und sozialen Beziehungen ist der Ausdruck dieses rasanten Wandels (Hammelehe 2013).

Grundsätzlich ermöglicht soziale Beschleunigung und Flexibilisierung neue, bisher unentdeckte Freiheits- und Glücksgefühle (Schnabel 2009). Beispielsweise können wir uns heute viel schneller fortbewegen, einfacher mit Leuten kommunizieren und per Mausklick online einkaufen. Gleichzeitig bemüht man sich auf sozialer Seite um eine Anerkennung von ethnischen Minderheiten oder kulturell verschiedenen Gruppen, ermöglicht durch die

Bildungsexpansion seit Beginn der 1970er-Jahre einen breiteren Zugang aller Bevölkerungsschichten zur immer höherwertigen Bildungsabschlüssen oder möchte Studenten in der Bologna-Reform dazu bewegen, zügiger auf den Arbeitsmarkt zu kommen anstatt zu lange in den Hochschulen zu verweilen.

Diese scheinbare Handlungsfreiheit möchte uns auch die Idee des „Guten Lebens“ ermöglichen. Denn schließlich beschäftigte diese Frage schon viele Gelehrte in allen Epochen. Doch das heutige „Diktat“ des „Guten Lebens“ definiert dieses Leben als ein erfülltes und erlebnisreiches Leben. Wortschöpfungen wie die der Erlebnis- und Risikogesellschaft (Ulrich Beck) sowie der Individualisierung und der Selbstverwirklichung lassen sich unter einem erlebnisreichen Lebens zusammenfassen. Dennoch fehlt den Individualisierungstheoretikern die fortwährende Dynamik dieser sozialen Prozesse, die aus ebendiesen drei Dimensionen bestehen (Schnaas et al. 2014). So folgt aus der Beschleunigung des sozialen Wandels ein generell erhöhtes Lebenstempo für die Menschen, die als eine „Temporalisierung“ des Lebensalltags benannt wird (Rosa 2005: 368).

Es ist der eigenartige Widerspruch, dass trotz technischer Fortentwicklung (mit der verbundenen Zeitersparnis) eine Zeitnot erfolgt. Man müsste doch meinen, dass die technischen Neuerungen zu Verbesserungen im Alltag führen und einen zeitlich entlasten. Diese Annahme ist auch richtig. Jedoch folgt auf die freigewordene Zeit ein „Anpassungszwang“, ebendiese freigewordene Zeit weiter in „nützliche“ Vorhaben zu investieren (Rosa 2005: 218f.). Um diesen Veränderungen gerecht zu werden, muss der Einzelne sein persönliches

Lebenstempo erhöhen. Diese „Anpassungszwänge“ und „Verpassensängste“ geben uns das Gefühl, scheinbar wichtige Dinge zu verpassen und somit das persönliche Lebenstempo durch „Auskostung der Weltoptionen“ (ebd.: 218), d.h. durch Intensivierung der Erlebnisrate, zu erhöhen. Immer mehr Erlebnisse sollen erfahrbar gemacht werden in einer immer kürzeren Zeit (ebd: 135). Diese Komplexität von Handlungsalternativen und Erlebnismöglichkeiten führt meist zu Überlagerungen von Handlungen („Multitasking“) und zu Beschleunigung dieser selbst. Schließlich sieht man den Anpassungszwang häufig in Situationen, in denen sich das Individuum für seine „freie Zeit“ gegenüber anderen rechtfertigen muss (Schnabel 2009). Ebenso wird häufig die Freizeit völlig durchgeplant und durchorganisiert.

Rosa verwendet die Metapher der „slipping-slopes“, um die Schnelligkeit der gesellschaftlichen Veränderungen aufzuzeigen. Denn der Mensch hat das Gefühl, auf „rutschenden Abhängen“ zu stehen, wenn dieser sich nicht anpasst und aktualisiert. Demjenigen, der sich ausruht und als zufrieden ausgibt, drohen Nachteile durch soziale Sanktionen. Folgerichtig wird der Einzelne von einem Gefühl der Eile und Dringlichkeit verfolgt und lässt sich möglichst viele Realisierungsoptionen offen (Rosa 2005: 190f.). Mit diesem Phänomen ist auch das Auftreten von „Kurz-Kurz-Mustern“ verbunden. Dies bedeutet stetig raschere Erlebniszeiten und nur kurze Zeiträume von Rückblick und Erinnerung. Das Resultat ist eine „erlebnisreiche wie erfahrungslose Gesellschaft“ (ebd: 470).

Somit müssen Einzelne schneller leben, da die Beschleunigung an sich ein strukturelles Problem auf gesellschaftlicher Ebene ist und der Einzelne die Beschleunigungserfahrungen langsamer verarbeiten kann. Somit sind individuell kaum Möglichkeiten zur Lösung und zum Entkommen gegeben (ebd: 219). Der Einzelne agiert in verschiedenen Alltagssphären und kann rational diese Wechsel mit Leichtigkeit vollziehen, nicht aber auf emotionaler Basis (Schnaas et al. 2014). Diese emotionale Belastung führt meist zu den „bekanntem“ psychologischen Folgen der heutigen Zeit.

Vermeintliche Lösungen aus Medien und von Ratgebern zur besseren Zeitorganisation werden das Problem der Zeitknappheit überhaupt nicht lösen können, da diese den Einzelnen zu einer höheren Rationalisierung zwingen und das Problem stets verstärken. Deren Vorschläge wie Gap Years, Sabbaticals und Auszeiten z.B. in Klöstern dienen dazu, dass die Nutzer dieser Angebote weitere Kraft für ihren (Berufs-)Alltag schöpfen sollen (Schnaas et al. 2014). Diese Angebote sind keine im Sinne eines Selbstzwecks des Akteurs, sondern Mittel von Institutionen wie Arbeitgebern, um noch mehr Effizienz aus einem herauszuholen. Der erwünschte Effekt wird durch erneute Folgen von Erschöpfungs- und Stresssymptomen im hektischen Alltag zunichte gemacht. Die nächste Auszeit wird folgen.

Es wird nicht verstanden, dass Zeitknappheit ein *strukturelles Problem* ist: Was nützt es mir, wenn ich eine Auszeit vom Job nehmen kann, dafür aber von meinen Kollegen sozial sanktioniert werde und noch zusätzlich mehr Arbeit bekomme? Wenn aber für das gesamte Unternehmen Auszeiten toleriert werden und der Druck im Arbeitsalltag verringert wird, wird diese Entschleunigung in der Arbeitsmoral aller spürbar sein. Dies beschränkt sich nur nicht auf den Arbeitsalltag. Und wie sieht es für die Zukunft aus? Beschleunigung ins Endlose?

Alle Konsequenzen des Beschleunigungsphänomens in der Postmoderne fasst Rosa unter dem marxistisch geprägten Begriff der *Entfremdung* zusammen. Dies impliziert in diesem Fall keine Kritik der Produktionsverhältnisse in ökonomischen Prozessen, sondern einen Zustand, in dem das Gefühl entsteht, dass die Menschen um einen herum nicht antworten. Durch diesen Typus entsteht der Eindruck, dass man in einer stummen bis feindlichen Welt nur gezwungenermaßen zusammenarbeitet (Brauer 2014). Die Beschleunigung und deren Herausforderungen überfordern zunehmend den Einzelnen und beschleunigen den Verlust von Selbstbestimmung und persönlichen Werten (Rosa 2005: 483 ff.).

In praktischer Hinsicht ist Hartmut Rosas Ausblick knapp gehalten. Die moderne Gesellschaft werde den „Verlust der Fähigkeit, Bewegung und Beharrung zu balancieren“, mit neuen Krankheiten, Naturkatastrophen sowie atomaren Gefahren, Formen des politischen Zusammenbruchs und Arten unkontrollierbarer Gewalt bezahlen müssen (ebd: 489). Dieser Ausblick mag vielleicht knapp sein, jedoch wird das Eintreten jener Katastrophen von gewaltiger Kraft sein. Was tun, um die Katastrophen abzuwenden?

Eine Lösung ist der Aspekt, einen Selbstzwang zur persönlichen Muße zu schaffen, in dem freie Räume in der wirklich „freien Zeit“ geschaffen werden. *Muße* im klassischen Sinne – Kunst, Musik und Literatur oder auch in weiteren Bereichen – muss einen eigenen Entfaltungsraum haben (Schnabel 2009). Der Begriff der *Entschleunigung* fasst dies gut zusammen. Als Gegenteil zur *Beschleunigung* sollen Hektik, Stress und das hohe Tempo der Gesellschaft durch eine persönlich angemessene Geschwindigkeit ersetzt werden. Die Entschleunigungsstrategien sind sicherlich sehr vielfältig und kräftezehrend, jedoch sollen im Kern neue Sichtweisen auf soziale Beziehungen, zur natürlichen Umgebung und vor allem zu sich selbst gelenkt werden. Ich wende nichts gegen Auszeiten und Raumschaffung durch sportliche, kulturelle oder religiöse Aktivitäten per se ein, wenn sie *dauerhaft* im Alltag integriert werden und *nicht* vorübergehend stattfinden. Dauerhaft nur deshalb, weil sie eine *Erholung* vom stressigen Alltag versprechen und das Genießen ermöglichen; Die o.g. Maßnahmen wie Sabbaticals oder Auszeiten schaffen eine Befreiung vom typischen Dasein, die sich zwar vom

Alltag deutlich abheben, aber bei der Rückkehr in den Alltag keine Orientierung ermöglichen.

Wenn das persönliche Tempo oder das sozialer Institutionen nicht *entschleunigt* wird, verfällt die Gesellschaft in eine Logik der starren und gefühllosen Dauersimulation von Erlebnisvielfalt in Form einer immer stärkeren Ausnutzung des menschlichen Potentials unter rationalistischen Aspekten der Technik und Ökonomie. Es muss eingesehen werden, dass der Druck einer Beschleunigung innerhalb einer Gruppe verringert werden kann, indem die Ressourcen der Menschen als wertvoll empfunden werden. Es müssen nicht alle „wichtigen“ Dinge gleichzeitig gemacht werden; Das gerne mit Lob genannte „Multi-Tasking“ ist ein groteskes Drama und führt zu weitaus mehr Stress und Hektik. Ohne konsequenter „Raumschaffung“ in der Freizeit oder am Ende eines Arbeitstages treibt sich das Diktum der Beschleunigung bis in die Ewigkeit an. *Zwanglos* sollten diese Genussmomente in der *freien Zeit* sein, denn eine komplette Organisation der Freizeit wird kaum Erholung oder Entspannung zulassen; Terminorganisation und die „Passgenauigkeit“ im bereits vollen Terminkalender setzen den Einzelnen erneut unter *Zeitdruck*.

Bewegungen von Veganern, Asketen und Sportbesessenen möchten bestimmte Elemente unseres Lebensstils proble-

matisieren; Solche Gruppen, die auf das Phänomen der „Zeitnot“ aufmerksam machen wollen, sind mir noch unbekannt. Wann werden sich also erste nennenswerte Bewegungen zu einer „Anti-Zeitnot-Kampagne“ bilden, die unser Verständnis von Zeiterfahrung neu reformieren?

Simon Lenhart

Literatur:

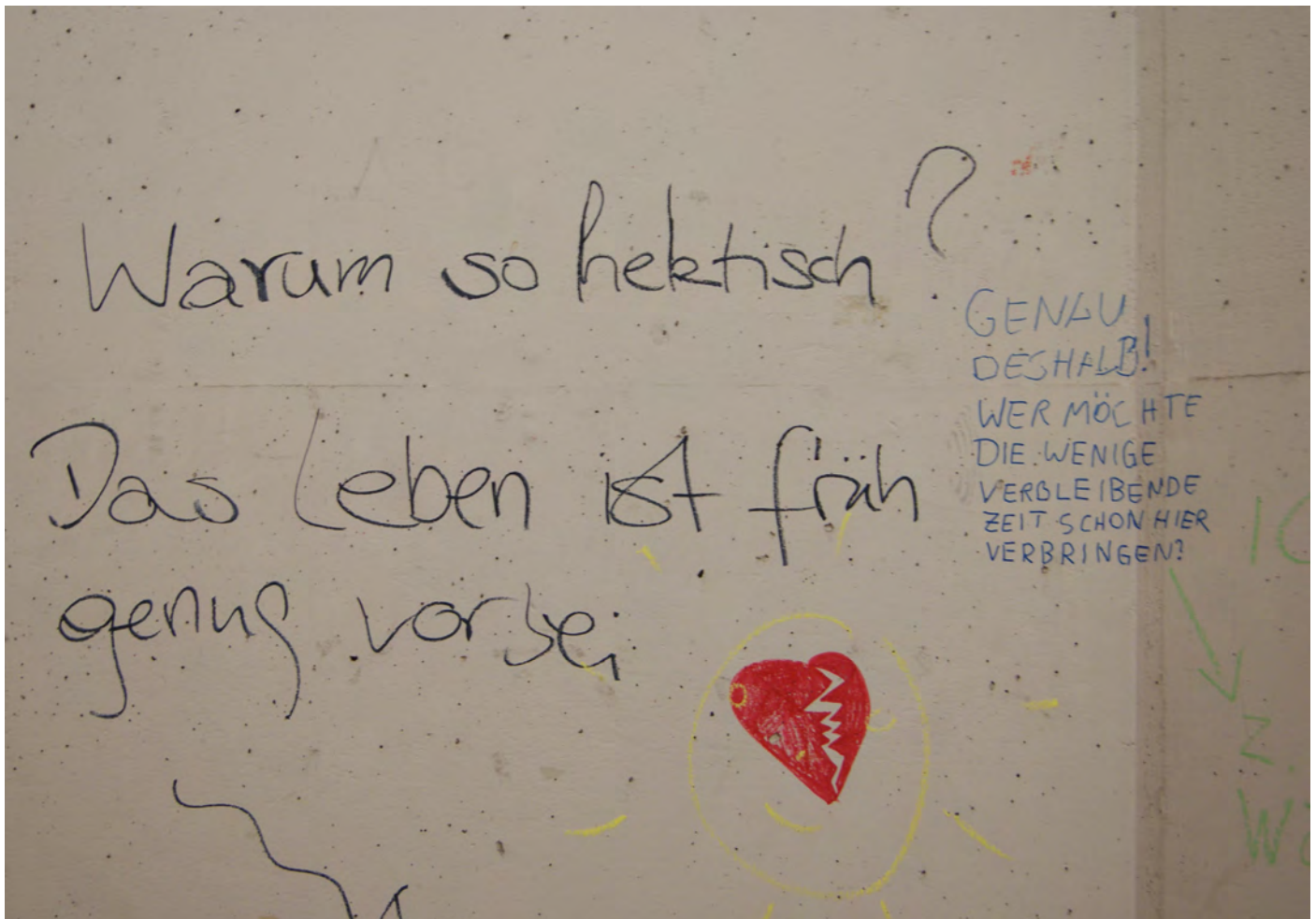
Brauer, Angelika: „Wir müssen uns selbst aufklären“. In: *Der Tagesspiegel*. Stand 05.04.2014. <http://www.tagesspiegel.de/kultur/interview-mit-hartmut-rosa-wir-muessen-uns-selbst-aufklaeren/9713910.html> (Letztes Abrufdatum: 13.08.2014)

Hammelehe, Sebastian: „Beschleunigung: Das alles beherrschende Monster“. In: *Der Spiegel*. 03.07.2013. <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/hartmut-rosa-beschleunigung-und-entfremdung-a-908140.html> (Letztes Abrufdatum: 13.08.2014)

Rosa, Hartmut: „Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne“. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. 2005.

Schnaas, Dieter, Dr. Schwarz, Christopher: „Die eingesparte Zeit ist im Eimer“. In: *Wirtschaftswoche*. 01.01.2014. <http://www.wiwo.de/erfolg/beruf/hartmut-rosa-die-eingesparte-zeit-ist-im-eimer/9229108.html> (Letztes Abrufdatum: 11.08.2014)

Schnabel, Ulrich: „Muße braucht Zeit“. In: *Zeit Online*. 31.12.2009. <http://www.zeit.de/2010/01/Interview-Rosa> (Letztes Abrufdatum: 13.08.2014)



SCHNELL, SCHNELLER, ZUKUNFTSFORSCHUNG?

In diesem Beitrag geht es um das Erforschen von Zukünften. Zukunft, das ist doch eine Zeitform, die nach der Gegenwart kommt; das Gegenteil von Geschichte, die es zeitlich und räumlich noch gar nicht gibt. Damit beschäftigen sich doch nur Wahrsager und schleimige Trendgurus. Außerdem bleibt die Zukunft Luhmann zufolge doch immer unbekannt: »Mit jeder eintretenden Gegenwart schiebt sie sich hinaus, erneuert sich als Zukunft« (Luhmann, 1986, S. 38). Kommt da Zukunft sinnvoll zu beforschen nicht dem Versuch gleich, einen Pudding an die Wand zu nageln? Die Zukunftsforschung wagt den Versuch und macht die Zukunft zu ihrem Gegenstandsbereich. Genauer gesagt, die »wissenschaftliche Befassung mit verschiedenen Zukünften und mit möglichen, bevorzugten (und zu vermeidenden), plausiblen und wahrscheinlichen Zukunftsentwicklungen und Gestaltungsoptionen sowie deren Voraussetzungen in Vergangenheit und Gegenwart« (Kreibich, 2008 in: de Haan, 2013).

Dieser Beitrag möchte einen Einblick in die Zukunftsforschung geben und sie als Wissenschaft, die eine Zeitform in ihrem Namen und als ihren Gegenstandsbereich hat, und somit gut in diese *SOZusagen*-Ausgabe passt, vorstellen. Zur kritischen Auseinandersetzung mit den Ansätzen und Anliegen der Zukunftsforschung möchte ich mich dieser unter Zuhilfenahme von Hartmut Rosas Beschleunigungs-Ansatzes widmen. Denn dieser erscheint mir nicht nur ein Erkenntnis bringender Ansatz für die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Zeit und Zukunft zu sein, sondern es lohnt sich ebenfalls, die „Beschleunigungs-Brille“ auf das Fach selbst anzuwenden.

Geht es im sozialwissenschaftlichen Kontext um das Thema Zeit, und somit auch um Zukunft, dann ist um diesen Soziologen aus Jena fast nicht herum zu kommen. Rosa hat mit seiner Habilitation »*Soziale Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*« (2004) die ‚Zeit‘ als Begriff und Kategorie in die Soziologie (zurück) gebracht und Beschleunigung als Distinktionsmerkmal und Analysekategorie etabliert. Rosa geht es um die Zeitstrukturen der Gesellschaft, primär jedoch um deren historische Veränderung. Das Sein der Menschen in der Zeit, ihrer Zeit, hat sich verändert, ebenso wie die Wahrnehmung dessen. Er spricht von Prozessen der sozialen Beschleunigung auf drei Ebenen, die sich gegenseitig verstärken: die technische Beschleunigung,

ein beschleunigt voranschreitender sozialer Wandel und eine generelle Beschleunigung des Lebenstempos (Rosa, 2013, S. 15ff). Als kritischer Theoretiker nimmt er diese Beschleunigung der Zeitstrukturen nicht einfach wahr, sondern er kritisiert sie auch. Das zentrale Problem liegt seiner Analyse nach darin, dass die Steigerungsrate der Optionen (es gibt immer mehr Möglichkeiten, mehr zu tun) die Beschleunigungsrate der Ausnutzung dieser Optionen (was können wir real in einer bestimmten Zeit tun) übersteigt. Oder um es mit Blumenberg auszudrücken: Das Verhältnis von »Lebenszeit« zu »Weltzeit« wird immer ungünstiger, der Ausschöpfungsgrad nimmt ab (1986, S: 75). Um ein Beispiel dafür zu geben: Eine Email zu schreiben und zu verschicken geht sehr viel schneller, als das gleiche in einem Brief zu sagen und diesen per Post zu verschicken. Somit wäre zunächst ein Zeitgewinn zu erwarten. Das Volumen an zu erledigender Korrespondenz ist jedoch in einem noch viel größeren Ausmaß angestiegen. Es prägen somit Temposteigerung und Dynamisierung das Leben in der modernen Gesellschaft (in Rosa, 1999, S. 161).

Beschleunigt Wissen schaffen

Was hat nun die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Zukünften mit diesen Ideen Rosas zu sozialer Beschleunigung zu tun (die letztlich vornehmlich der Gegenwart verhaftet bleiben)? Soziale Beschleunigung ist für mein Vorhaben, die Zukunftsforschung vorzustellen aus zwei Gründen interessant: Erstens als kulturelles Phänomen, das laut Rosa einen Prozess der fortwährenden sozialen Entfremdung zur Folge hat. Dieser müsste Gegenstand kritischer Sozialwissenschaften sein (Rosa, 2013) und somit auch kritischer Zukunftsforschung; dazu jedoch später mehr. Zweitens stellt Beschleunigung einen Aspekt dar, unter dem man sich der Zukunftsforschung als Wissenschaft kritisch näher kann.

Um mit der Annäherung an die Zukunftsforschung zu beginnen: Die Zukunftsforschung ist eine Wissenschaft, die sich möglichen zukünftigen Entwicklungen und »gegenwärtigen Zukünften« (Grunwald, 2009, S. 27) widmet. Zukunftsforschung als Disziplin findet sich an der Universität und an außeruniversitären Forschungseinrichtungen in einer verstärkt beschleunigten Umwelt wieder. Rosa sieht die Wurzeln der Beschleunigung im kapitalistischen Wirtschaften. Er sieht in ihr aber nicht nur einen ökonomischen (1999, S. 155),

sondern auch einen kulturellen Faktor (ebd., S. 159): Diese Steigerungslogik ist nicht nur in der Ökonomie verankert, sondern sie ist als übergeordnetes Funktions- und Stabilisierungsprinzip der Moderne zu verstehen. »So beruht auch die moderne Wissenschaft nicht mehr darauf, Wissen zu bewahren und weiterzugeben, sondern sie reproduziert sich darüber, neue Forschungsprojekte zu initiieren und Antworten zu geben, welche die zuvor gefundenen Lösungen überbieten – wobei sie immer atemloser wird« (Rosa, 2012). Zukunftsforschung, wie jede Wissenschaft, findet in dieser beschleunigten Wissenschaftsgesellschaft statt: Wettbewerb ist das oberste Prinzip, Mensch und Arbeit werden nach Output per Zeiteinheit gemessen; Publikationsdruck erschwert die Produktion von qualitativ hochwertigen und wirklich neuen Ideen. Diese Ideen werden aber von einer jungen Disziplin wie der Zukunftsforschung dringend benötigt. Anders als etwa die Soziologie, kann die Zukunftsforschung kaum auf Klassiker zurückgreifen, die in den letzten Jahrzehnten entwickelt und weiterentwickelt wurden.

Auf einer weiteren Ebene kann man sich der Zukunftsforschung mit der „Beschleunigungs-Brille“ auch thematisch nähern: Mit einem Blick auf das, was die Zukunftsforschung als interdisziplinäre Wissenschaft eigentlich tut, mit welchen Fragestellungen sie sich beschäftigt, fällt auf, dass sie sich Prozessen verschiedener Systeme widmet. In Politik und Wirtschaft (zum Beispiel) herrschen jedoch ganz unterschiedliche Zeitregime und Zeithorizonte. Sie unterscheiden sich in der Möglichkeit, beständig die systeminternen Prozesse zu beschleunigen, vor allem aber auch hinsichtlich des Beschleunigungsdrucks, den das System über seine Grenzen hinaus ausübt. Die Tendenz und Affinität der Wirtschaft zur Beschleunigung ist laut Rosa deutlich höher einzuschätzen, als die der Politik (Rosa, 1999, S. 168). In der Zukunftsforschung wird thematisiert, welche Auswirkungen, Gefahren und Chancen von Beschleunigung in Wirtschaft, Politik, Familie, Mobilität etc. im Hinblick auf mögliche zukünftige Entwicklungen ausgehen.

Zurück in die Zukunft(sforschung)

Nimmt man das kulturelle Phänomen der sozialen Beschleunigung als Gegebenheit an und versucht es auf die Zukunftsforschung als solche anzuwenden, ist folgende Beobachtung wichtig: Sie kann selbst als Phänomen einer beschleunigten Gesellschaft gesehen und analysiert werden. Und zwar aus drei Perspektiven: (1) Zunächst kann festgestellt werden, dass aufgrund der Beschleunigung des Lebenstempos und des sozialen Wandels, Zukunftsplanung für einzelne Individuen und die Gesellschaft notwendiger denn je ist. Somit wäre das Argument, dass Zukunftsforschung als Orientierungswissen stiftende Instanz unverzichtbar wird. Das Phänomen der sogenannten »Gegenwartsschrumpfung« wird insbesondere von Hermann Lübke hervorgehoben (u.a. 1992, S. 34f). Gegenwartsschrumpfung hat den Effekt, dass Entscheidungsgrundlagen erodieren, die Entscheidungszwänge allerdings zunehmen (Rosa, 1999, S. 172). Für viele Menschen bedeu-

tet das, dass Gewissheiten und Planungssicherheiten abnehmen. Zukunftsbilder, Orientierungswissen und Handlungsempfehlungen gewinnen daher an Relevanz. (2) Ebenfalls kann ein weiteres Phänomen der sozialen Beschleunigung auf die Praxis der Zukunftsforschung bezogen werden: Durch die zunehmende Inkongruenz von Alltagszeit, biografischer Zeit und historischer Zeit nehmen Individuen *ihre* Zeit als entfremdet, nicht zu ihnen gehörend, wahr.¹ Daraus folgt für viele Individuen der »Verlust der Fähigkeit, das eigene Leben narrativ in eine referenzstiftende Vergangenheit und eine sinnstiftende Zukunft einzubetten und daraus zumindest mittelfristig zeitresistente Handlungsorientierung zu gewinnen« (Rosa: 2009, S. 38). Zukunftsforschung kann demnach als ein Instrument verstanden werden, die Zukunft sinnstiftend mit zu gestalten. Die an sich selbst formulierte Anforderung der Zukunftsforschung, Orientierungswissen und Handlungsoptionen aufzuzeigen, muss jedoch in keinem Fall schon selbst-reflexiven und kritischen Ansprüchen an Sozialwissenschaften genügen. Denn man kann (3) Zukunftsforschung auch als ‚Teil des Systems‘ sehen, das laut Rosa bestimmt wird durch die »totalitäre Norm der Beschleunigung«, die die Entwicklungs- und Veränderungslogik der Gesellschaft prägt (Rosa, 2013, S. 9).

Folgt man dieser Lesart, ist Zukunftsforschung gar nicht dazu in der Lage, außerhalb der ‚Box‘ zu denken. Sie kann sich nicht vom Primat der Beschleunigung los sagen. Zukunftsforschung neigt dazu, ihren Fokus mehr auf Ereignisse - sogenannte »semiotische Explosionen« (Lotman, S: 15, 2010) - und nicht auf Kontinuität (verstanden als sukzessive Entwicklungen) zu setzen (in: de Haan, 2013). Mit diesem Fokus auf Veränderungen, dem Neuen und dem Wandel bedient die Zukunftsforschung das Narrativ einer (Um-)Welt ohne Kontinuität und versagt in diesem Sinne gerade hinsichtlich der Aufgabe kritischer Sozialwissenschaften, die die sozialen Zusammenhänge in ihrer Zeitlichkeit beachten und analysieren sollte.

Abschließend kann allerdings festgestellt werden, dass die Zukunftsforschung, wenn sie kritisch, selbst-reflexiv und verantwortungsbewusst verstanden wird, als Möglichkeit der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kritik angewendet werden kann. Die Rosa'sche Beschleunigungs-Doktrine mag existieren, sie mag die Zukunftsforschung selbst, ihren Gegenstandsbereich und ihre Forschung betreffen und ‚beschleunigen‘, doch die Zukunftsforschung birgt eine Form der oder Grundlage zur Gegenbewegung in sich. Entfremdung als Folge immerwährender Beschleunigung kann so entgegengewirkt werden auf eine Weise, die über rein individuelle Lösungen, temporäre Orte der Ruhe und Schaffenspausen hinaus geht und somit nicht der fortwährenden Beschleunigung in die Hände spielt. Sie wird uns nicht die Zukunft retten, aber sie kann dazu beitragen, diese Zukunft nicht nur als Katastrophe (Horn, 2014) zu erzählen, sondern die verschiedenen und parallel existierenden »gegenwärtigen Zukünfte« (Grundwald, 2009, S. 27) zu erforschen. Dadurch können zusammenhängende Narrative, die vorher nicht sichtbar waren,

ausgemacht und analysiert werden. Voraussetzung dafür ist, dass sich die Zukunftsforschung ihrer eigenen Gesetztheit in Raum und Zeit bewusst wird und die beschleunigte (Wissenschafts)gesellschaft in ihrer Forschung beachtet und reflektiert. So kann die Zukunftsforschung die Chance bergen, eine kritische Auseinandersetzung mit der Zukunft und zukünftigen Problemen zu erarbeiten und aufzuzeigen.

JANA HOLZ

¹Alltagszeit bezieht sich auf „alltagszeitliche Tätigkeiten“ aus denen sich der Alltag der Akteure zusammensetzt; biografische Zeit meint in diesem Sinne die Lebenszeit eines Menschen, die sich in Lebensabschnitte unterteilen lässt; die historische Zeit bezieht sich auf „unsere heutige Zeit“, auf „epochenspezifische Vorgänge“, also das Zeitalter in dem die Akteure leben (Rosa, 2009. S. 1ff)

Literatur:

Blumenberg, H. (1986): *Lebenszeit und Weltzeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

de Haan, G. (2013): *Vorlesung zu „Konzepte, Ziele und aktuelle Herausforderungen der Zukunftsforschung: Kontinuität und Ereignis“ (Modul1)*, 09.12.2013, FU Berlin.

Grunwald, A. (2009): *Wovon ist die Zukunftsforschung eine Wissenschaft?* in: Popp, R. & Schüll, E. (Hrsg.), *Zukunftsforschung und Zukunftsgestal-*

tung, Springer-Verlag Berlin Heidelberg, S. 25-35.

Horn, E. (2014): *Zukunft als Katastrophe*. Fischer Verlag, Frankfurt am Main.

Lotman, J. M. (2010): *Kultur und Explosion*. Suhrkamp Verlag, Berlin.

Lübbe, H. (1992): *Im Zuge der Zeit. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart*. Springer, Berlin.

Luhmann, N. (1986): *Ökologische Kommunikation: Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* Westdeutscher Verlag.

Rosa, H. (2013): *Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit*. Suhrkamp, Berlin.

Rosa, H. (2012): *Das neue Lebensgefühl*. DIE ZEIT N° 34/2012 22. August 2012. Abgerufen am 16.09.2014. <http://www.zeit.de/2012/34/Postdemokratie-Spaetkapitalismus-Soziologie>.

Rosa, H. (2009): *Jedes Ding hat keine Zeit? Flexible Menschen in rasenden Verhältnissen*. In: Vera King & Benigna Gerisch (Hrsg.): *Zeitgewinn und Selbstverlust. Folgen und Grenzen der Beschleunigung*. Campus Verlag, S. 21-39.

Rosa, H. (1999): *Rasender Stillstand? Individuum und Gesellschaft im Zeitalter der Beschleunigung*. In: *Jahrbuch politische Theologie: Bd. 3, Befristete Zeit* / Jürgen Manemann. Münster: Lit Verl., S. 151-176.

INFORMATION ZUM STUDIENGANG ZUKUNFTSFORSCHUNG

Am Institut Futur (Fachbereich Erziehungswissenschaften und Psychologie) der Freien Universität Berlin gibt es seit 2010 einen weiterbildenden zweijährigen Masterstudiengang der „Zukunftsforschung“. Die Studierenden lernen in vier Semestern sozialwissenschaftliche Methoden und Ansätze kennen und anwenden, mit denen man den Umgang der Gesellschaft, der Individuen oder Unternehmen mit der Zukunft erforschen und Anstöße zu deren Gestaltung geben kann. Der interdisziplinär angelegte Studiengang legt den Schwerpunkt auf Theorien, Methoden und die Anwendung von verschiedenen Ansätzen zur Befassung mit Zukunft. So gibt es sowohl Module zu Innovationsforschung- und management, wie zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen und Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Befassung mit Zukunftsfragen. Ein einsemestriges Projektpraktikum und verschiedene Module zu den „Einsatzfeldern“ der Zukunftsforschung Gesellschaft, Politik, Technik und Wirtschaft sind vorgesehen. Für weitere Informationen: <http://www.ewi-psy.fu-berlin.de/v/master-zukunftsforschung/index.html>



Schon vorbei?
Noch mehr SOZusagen
findest Du auf unserem Blog!



BIELEFELDER STUDIERENDENMAGAZIN DER
FAKULTÄT FÜR SOZIOLOGIE

sozusagenblog

Die **sozusagen** als PDF, neue Artikel,
Redaktionsnews, Kolumnen,
Veranstaltungshinweise

sozusagenblog.wordpress.com

Foto: Susanne Freitag

Thema der nächsten Ausgabe: **Kult & Kultur**

Kult und Kultur – Nicht nur ein simples Wortspiel, sondern ein soziologischer Zusammenhang. Wir freuen uns auf Eure Beiträge zur alltagsweltlichen und soziologischen Bestimmung von Kult & Kultur!

Kult erinnert an religiöse Verehrungen von überirdischen Wesen, an Ahnenkult, Rituale und Opfergaben. Allerdings kann auch weniger Überirdisches Kultstatus erreichen: So ist es in manchen Kreisen Kult, am Sonntag gemeinsam mit Freund*innen den Tatort zu schauen – natürlich in der kultigen Kneipe um die Ecke. Anderen gilt der Tatort als Teil einer Populärkultur und damit der Kulturindustrie. Wie kann Kult soziologisch gefasst werden? Die Frage danach, was *Kultur* ist, scheint da schon einfacher zu beantworten zu sein: Kultur ist Kunst, Musik, Mode, Literatur... ein Lebensstil? Andererseits werden Kulturen auch als ethnisch (und geographisch) voneinander abgrenzbar verstanden. Auf diesem Kulturverständnis beruht die Forderung nach interkultureller Kompetenz, die heute in keinem Lebenslauf mehr fehlen darf. Kulturelle Vielfalt gilt als strategischer Wettbewerbsvorteil und wird in Organisationen über Diversity Management gefördert. Die Herausbildung von Diversity-Beauftragten in Unternehmen könnte auch mit der Idee einer Weltkultur im Sinne eines globalen Normen- und Wertesystems erklärt werden, wie es die world polity-Theorie suggeriert. Sind voneinander abgrenzbare Kulturen nur Fassaden? Ist die Weltgesellschaft eine hybride, transkulturelle Gesellschaft? Wer ist Träger*in von Kultur – sind es Individuen, soziale Gruppen, Organisationen, Nationalstaaten? Welche Rolle spielt Kultur für Zugehörigkeiten und Grenzziehungen? Was ist eine Subkultur? Was macht die Kultursociologie? Und: Was hält eigentlich der große Luhmann von Kultur? Wir freuen uns auf eure Ideen.



Eingereicht werden kann alles, was mit dem Thema im weitesten Sinne zu tun hat. Ob Essays (max. 1500 Wörter), Aufsätze, kurze Kommentare, Rezensionen, Interviews oder Karikaturen – lass deiner Kreativität freien Lauf und schicke deinen Beitrag – oder deine erste Idee dazu – an: sozusagen-bielefeld@gmx.de

Einsendeschluss der Entwürfe ist der **15. Januar 2016** – Viel Spaß beim Schreiben!

Weitere Infos unter: sozusagenblog.wordpress.com